

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **14 (1936-1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XIV. Jahrgang, Heft 9 — Februar 1937

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1
VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

Es ist nicht alles Gold, was unter diesem Strich erscheint; aber ein gutes Silber hat auch seinen Wert. *

Als der passive Luftschutz der Schweiz vor kaum zwei Jahren ins Leben gerufen wurde, da begrüßte man ihn fast überall — und war es nur wegen seiner Neuigkeit und Sensation — als eine Notwendigkeit. Aber die Welt wird verdunkelt und mit ihr oft die Köpfe auch. Jetzt nämlich, da vom einzelnen zur Verteidigung unserer Zivilbevölkerung Pflichten gefordert werden, die nicht mit Hurra niedergebrüllt werden können, sondern auch das Portemonnaie und den guten Willen in Anspruch nehmen müssen, ertönt von manchen Seiten ein jämmerliches Herrjemineh. Der Tierschutz sei für alle Tiere, aber der Luftschutz nur für die Katz, ist der frischrasierte Witz dieser Jammerseelen. Obgleich wir solche mehr oder weniger naiven Äußerungen des sog. „Volksmundes“ nicht allzu tragisch nehmen wollen, ist es doch doppelte Pflicht von uns jungen Akademikern, für die Sache, die unsere Heimat und unser Leben angeht, mit aller Ernsthaftigkeit einzustehen. *

„An unseren Hochschulen wird nichts gestohlen!“ sagte mal einer; und ehe der Tag zur Neige ging, brannte ihm sein Geldbeutel mit Fr. 17.25 und einem Schlüsselbund durch. Überdies blieb auch der Glücksgroschen mit Grünspan, den seine Freundin an einem Kreuzweg im Wienerwald gefunden hatte, verschwunden.

Man sieht auch hier wieder einmal, wohin der Aberglaube führt. *

Es will mir scheinen, daß in dem Hebbelschen Satz des Meisters Anton: „Ich verstehe die Welt nicht mehr!“ das letzte Wort eine Anmaßung oder zum mindesten eine, wenn auch begreifliche, Gedankenlosigkeit war. Mit gleichem Recht könnte sonst ein Analphabet behaupten, er läse die „Lappalien“ nicht mehr. *

Pharmakologie der Seele. — Es ist das stets heitere Lächeln des Fräuleins am Büfett. Du bekommst es für 15 Rappen serviert, als Dreingabe zum Tee oder zur Semmel. Man sollte ein Dichter sein, um dieses Lächeln beschreiben zu können, ein K. H. Waggerl oder ein Hamsun. So muß ich's anders sagen, und ich benötige die Umschreibung. Es ist weder das eingefrorene Keep-smiling der Konvention noch der glitzernde Sex-appeal. Es ist das warme Lächeln hinter dem Büfett, die Herzlichkeit.

Die Uni-Bar ist kein Tea-Room, aber ein Erfrischungsraum, was nicht jede Gaststätte von sich behaupten kann.

*

Da die schweizerische Landschaft leider an malerischen Motiven arm ist, möchten wir die Anregung bringen, in den nächsten zehn Jahren auf sämtlichen Postmarken und -karten, Tram-, Bahn-, Theater- und Kinobillets und den diversen Steuerzetteln das seit einiger Zeit zu Unrecht vernachlässigte Schloß Chillon in violetter Tönung abzubilden. Nach Ablauf dieser Frist dürfte es angebracht sein, sich des nicht minder verwaisten rosaroten Rheinfalles zu erinnern.

STUDENTEN-KUNSTAUSSTELLUNG

Studenten beider Hochschulen stellen vom
14. — 20. FEBRUAR 1937
in der ETH im Ausstellungssaal 12b,
Parterre, Ecke Augenklinik, aus, was
sie in ihrer Freizeit malen, zeichnen
und bildhauen. Die Ausstellung
ist bei freiem Eintritt den
ganzen Tag geöffnet.

T.K.

At. von der N.Z.Z. — Hinter diesen zwei Buchstaben verbirgt sich ein Schillerpreisträger, ein Journalist von Gottes Gnaden, mit leidenschaftlichem Geist und leidenschaftlichem Herzen, ein wahrhaft beherzter Mann. Edwin Arnet, der Kämpfer für das unverkitschte Bodenständige, der Hasser des Schmuses und der kalten Schnauzen ist ein Ironiker mit Seele. Seine Kritiken und Glossen sind journalistische Kabinettstücke bester Prägung. Er ist kein Leitartikler, aber was er schreibt, bleibt nicht an der Epidermis haften; es geht tiefer, weil er mit dem warmen ungeronnenen Herzblut schreibt.

Man hat mir gesagt, daß er wie Schubert aussehe. Ich weiß es nicht. Aber ich könnte ihn mir so vorstellen; es ist etwas lyrisch-Heiteres an ihm. Er ist ein Lyriker im lokalen Teil, mit dem gallischen Esprit und der helvetischen Sauberkeit zugleich. Ihn ergreift der einzelne leidende Mensch und sein Schicksal, und dieses Elementarwesen „Mensch“ entdeckt er nicht in fernen Fabellanden, sondern in der täglichen Umwelt seines Lebens: im Kreis 1 mit seinen Arbeitern und Bürgerfrauen, Literaten, Studenten und Weibern, Herrschaften und Dienstmägden; er entdeckt es in allem, beim Variété und in der Kaffeehausecke, auf der Leinwand und am Trapez, bei den Stillen im Lande und den Lauten. Und er leidet mit aller Kreatur aus einem Identitätsgefühl heraus mit allem Seienden mit. Manchmal spürt man das Weinen in seinem Lachen. Aber es gibt auch Stunden, in denen wir mit ihm herzlich unwehleidig lachen dürfen. Wir wiehern nicht los, wir lachen stillvergnügt; und wenn er uns am tiefsten packt, so setzt sich uns jenes feine Kräuseln der Lippen auf, das uns bei Gottfried Keller anfliegt; es macht die Herzkammer frisch und weit...

HOCHSCHULÜBERFÜLLUNG UND INTELLEKTUELLE ARBEITSLOSIGKEIT.

Diesem Artikel soll in erster Linie die Bedeutung einer persönlichen Stellungnahme in dieser nicht einfachen Frage zukommen. Ich will mich nicht anheischig machen, sie hier zu lösen, sondern bezwecke einzig und allein, daß auch andere Studenten sich mit ihr auseinandersetzen und uns in unserer Arbeit unterstützen.

1. Ihre Entstehung.

Seit der Jahrhundertwende ist die Zahl der Studierenden, wenn wir von einigen Veränderungen, die vor allem durch den Krieg verursacht wurden, absehen, in der Schweiz in stetigem Steigen begriffen. Solange das Unterkommen dieser Leute gesichert war, maß man dieser Tatsache keine weitere Bedeutung bei. Heute hat sich das geändert. Mit der Krise und der zunehmenden Verengung des Arbeitsmarktes sind auch die Möglichkeiten des Akademikers stark vermindert worden. Eine abgeschlossene Hochschulbildung bietet heute keine Gewähr mehr für eine gesicherte Existenz. Im Gegenteil zählt heute auch die Schweiz ungefähr 5000 stellenlose Akademiker. Diese Zahl beruht allerdings auf einer Schätzung. Daß sie aber nicht zu hoch gegriffen ist, mag eine Berechnung von Dr. Willy Rohner in seinem „Memorial zur Frage der Hochschulüberfüllung und der intellektuellen Arbeitslosigkeit in der Schweiz“ dartun, die zum Schlusse kommt, daß etwa 16 000 Juristen und Volkswirtschaftler in der öffentlichen Verwaltung und in der Privatwirtschaft Arbeitsmöglichkeiten finden sollten, wenn Nachwuchsstockungen nicht eintreten sollen.

Kurz gesagt, bezeichnen wir mit *Hochschulüberfüllung* den Zustand, daß jedes Jahr mehr Studenten die Hochschule mit Abschlußzeugnissen verlassen, als die Wirtschaft aufzunehmen in der Lage ist. Ihre Erforschung ist deshalb ungeheuer schwierig, weil wir über beinahe keine Unterlagen verfügen. Wir wollen trotzdem versuchen, im folgenden einige Ursachen ihres Entstehens darzulegen.

Die erste Ursache ist natürlicher Art und erklärt sich aus der *Zunahme der schweizerbürgerlichen Bevölkerung* im Alter von 20 bis 24 Jahren. Seit dem Jahre 1890 hat sich die Zahl der Studierenden mehr als verdreifacht, während aber in der gleichen Zeit die Bevölkerung im Alter von 20 bis 24 Jahren nur um etwa 50 Prozent zugenommen hat. Mit den wachsenden Anforderungen wurde ferner die *Studienzeit* erheblich verlängert, was das Steigen der Studentenzahlen teilweise auch zu erklären vermag. „Von deutschen Sachverständigen wird angenommen, daß bis zu 30 Prozent der Vermehrung der Studentenzahlen auf diesen Umstand zurückzuführen sind“ (Schweizerische Hochschulstatistik 1890—1935). Nicht zu vergessen ist hier der häufiger gewordene *Studienwechsel*, der die Studiendauer ebenfalls verlängert.

Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts ist auch die Frau mehr und mehr zur Rivalin des Mannes geworden, was sich bei den Studentenzahlen naturgemäß auswirken muß. Allerdings ist auf der andern Seite darauf hinzuweisen, daß die Frau nach Abschluß ihrer Studien durchaus nicht immer ins Erwerbsleben eintritt. Mit der Vermehrung der Studierenden muß ferner automatisch auch der Lehrkörper der Hochschulen erweitert werden.

Von entscheidender Bedeutung für die Zunahme der Studentenzahlen sind aber die wirtschaftlichen Verhältnisse, die den Bedarf an Akademikern unerhört gesteigert haben. Der atemberaubende Aufstieg einer modernen Technik, neue wissenschaftliche Errungenschaften auf allen Gebieten, die Erhöhung des Lebensstandards, die Intensivierung des internationalen Handels und Verkehrs, die Komplizierung der Rechtsverhältnisse haben gebieterisch nach Fachleuten gerufen. Dann kam die Krise und hat dem vorwärtstürmenden Menschengestalt ein Halt entgegengerufen. Die Beschäftigung auf allen Gebieten nahm ab. Die Arbeitslosenzahlen stiegen. Auch dem Akademiker waren plötzlich viele Wege verschlossen, oder er mußte mit bescheideneren Plätzen vorlieb nehmen. Trotzdem stiegen auf der andern Seite die Hörerzahlen unserer Hochschulen ständig. Ja, es setzte gar eine stärkere Vermehrung ein. Aus vielen, besonders krisenempfindlichen Berufen strömten der Universität neue Glieder zu, die ihre Existenzbedingungen in Unkenntnis der Lage zu verbessern trachteten. Leute, die sonst nie studiert hätten, flohen vor der Arbeitslosigkeit in die Studierstube. Wir gelangen hier zum Schluß, daß sowohl die Hochkonjunktur der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre als auch die empfindliche Depression, in die die Welt zu Beginn der dreißiger Jahre gestürzt wurde, stimulierend auf den Hochschulbesuch gewirkt haben.

Vermehrtem Akademiker-Angebot steht heute eine verringerte Nachfrage gegenüber. Hier konnte keine verantwortliche Behörde und kein Staat untätig zusehen. Der Ruf nach Abwehrmaßnahmen wurde immer dringender.

2. Die Bekämpfung der Hochschulüberfüllung.

Verschieden sind die Maßnahmen, die bis heute ergriffen wurden, doch darf wohl keine beanspruchen, das Problem von der Wurzel aus und ohne soziale Härten gelöst zu haben.

Vielenorts wurde der „numerus clausus“ durchgeführt, das heißt die staatlichen Behörden schrieben jeder Hochschule vor, wie viele Studenten sie in jedem Semester zu jeder Fakultät zulassen dürfe. Überblickt der Staat einigermaßen das momentane Angebot von Akademikern (was aber äußerst schwierig ist, da die stellensuchenden Akademiker in der Regel nicht bei den Arbeitsämtern gemeldet sind), so hat er es damit natürlich in der Hand, allen

abschließenden Akademikern eine Stellung zu verschaffen. Aber wenn es schon schwierig ist, den momentanen Bedarf zu ermitteln, wie ungeheuer viel schwieriger muß es da sein, die künftige Nachfrage zu ergründen? Durch diese Kontingentierung würde aber auch dem ökonomischen Rationalismus eine Herrschaft über das Lebendig-Geistige eingeräumt. Denn weder das Alter, noch die Reihenfolge der Einschreibung dürfen hier zum Maßstab erhoben werden. Wie mancher fähige Mensch würde damit vom Studium ferngehalten werden?

Vorgeschlagen wird ferner der Ausschluß der Ausländer vom Studium. Gerade die Schweiz hat aber alles Interesse daran, solchen Tendenzen entgegenzutreten, ist sie doch wie wohl kein zweites Land auf ihre Nachbarn angewiesen. Ihre Eigenart hat sich aus dem Zusammentreffen dreier großer Kulturen geformt. Und da sollte sie es ihren Söhnen verunmöglichen, sich jenseits der Grenzen, bei andern Völkern neue Erkenntnisse und Einsichten zu holen? Sie sollte ihre Hochschulen dem Ausländer, der uns vieles zu geben und von uns wohl auch manches zu empfangen hat, verschließen? Rein praktisch müssen wir uns aber auch sagen, daß der Rückstrom von Schweizern, die im Ausland studieren, wohl größer wäre, als die Anzahl der in der Schweiz studierenden Ausländer. Damit verliert aber diese Maßnahme ihren ursprünglichen Sinn.

Die Erschwerung der Prüfungen wird als weiteres Mittel gegen die Hochschulüberfüllung genannt. Eine Verschärfung durch Vermehrung des zu prüfenden Stoffes kommt nicht in Frage. Denn schon heute wird auf sozusagen allen Fakultäten über eine Überlastung mit Detailwissen geklagt. Ferner müssen wir uns aber auch die Frage vorlegen: Ist es gerechtfertigt, junge Leute längere Zeit auf der Hochschule festzuhalten, um sie dann nach erfolgloser Prüfung ziehen zu lassen? Wird nicht schon heute ein beinahe zu großes Gewicht auf das Wissen und zu wenig Gewicht auf das Können gelegt? Mir scheint: Wenn man schon die Prüfungen erschweren will, so muß man damit auf untern Stufen einsetzen und danach trachten, das geistige Schaffen des Jugendlichen zu entwickeln.

Als weitere Maßnahme wollen wir zusammen die Verlängerung des Studiums betrachten. Die Studienzeit mag heute durchschnittlich 4 bis 5 Jahre betragen. Dabei ist aber zu beachten, daß das vorgeschriebene Minimum im allgemeinen überschritten wird. Scheinbar könnte man also ohne Nachteile das Studium verlängern. Wir müssen aber hier der sozialen Härten, die diese Maßnahme mit sich bringen würde, eingedenk sein. Einmal ist nicht jeder Student in der glücklichen Lage, mit „Papaportemonnaie“ studieren zu können. Dann aber hat auch der Staat alles Interesse daran, seine Studenten nicht nur den vermögenden Schichten zu entnehmen, son-

dern möglichst auch für einen befähigten akademischen Nachwuchs aus den weniger bemittelten Schichten zu sorgen. (Das schon deshalb, weil es eine altbekannte Tatsache ist, daß einseitig geistige und einseitig körperliche Arbeit im Verlaufe der Generationen nachteilig wirken muß). Je mehr aber das Studium verlängert wird, desto weniger wird es Unbemittelten möglich sein, eine akademische Laufbahn einzuschlagen. Man wird mir entgegenhalten, daß es viele Möglichkeiten gebe, mit Darlehen oder Stipendien zu studieren. Gewiß, aber einmal ist darauf hinzuweisen, daß Stipendien sehr oft an bestimmte Voraussetzungen geknüpft, Darlehen bei nicht hundertprozentiger Sicherheit kaum zu erhalten sind. Dann erachte ich es aber gerade in den gegenwärtigen Zeiten gewagt, mit erborgtem Gelde ein Studium zu betreiben. Wir dürfen die Schwierigkeiten der Rückzahlung im Falle späterer Arbeitslosigkeit nicht außer acht lassen.

Zu würdigen sind die Vorschläge betreffend eines praktischen Jahres. An mancher Fakultät wäre es geradezu eine Wohltat, wenn in vermehrtem Maße als bisher dem Studenten auch Gelegenheit geboten würde, sich praktisch zu betätigen. Aber heute ist es für den Akademiker nicht nur schwierig, eine Stellung zu finden; schon die Vermittlung eines Arbeitsplatzes für ein praktisches Jahr stößt auf große Hindernisse. Es müßte hiezu wohl eine eigene Organisation geschaffen werden.

Alle diese Maßnahmen haben also in ihrem Gefolge Unzuträglichkeiten, die ihre Vorteile mehr als aufwiegen. Es wurden noch verschiedene andere Vorschläge teils zur Anwendung gebracht, teils auch nur diskutiert, doch glaube ich, die wichtigsten erwähnt zu haben und für heute auf andere Gedankengänge verzichten zu können.

Will man die Hochschulüberfüllung wirksam bekämpfen, so ist unerläßliche Voraussetzung eine tiefgründende Untersuchung ihrer Ursachen, die wir zu Beginn dieses Aufsatzes, ohne auf Vollständigkeit Anspruch erheben zu wollen, kurz dargestellt haben. Wir müssen uns vor allem stets wieder daran erinnern, daß unzählige Ursachen zur heutigen Lage geführt haben. Aus diesem Grunde werden auch die Mittel, die wir anwenden, ganz verschieden sein müssen. In der Schweiz wird es sich zunächst darum handeln, alle Kantone zu einheitlichem und gleichzeitigem Vorgehen zu veranlassen. Es läßt sich hier sogar die Frage aufwerfen, ob nicht der Bund zu diesem Zwecke einheitliche Richtlinien aufstellen sollte.

Wie alle Kommilitonen wissen, wurden erste Schritte bereits unternommen, indem im vergangenen Winter jeder von uns einen Fragebogen auszufüllen hatte. Diese Bogen wurden dann vom eidgenössischen statistischen Amt verarbeitet, und die Ergebnisse werden noch in der ersten Hälfte dieses Jahres in Buchform erscheinen.

Solch eine Untersuchung kann nur den ersten und nicht einmal wichtigsten Schritt darstellen. Die eigentliche Arbeit setzt nun erst ein. Wir können an dieser Stelle natürlich nichts aussagen über die Maßnahmen, die zu treffen sein werden. Immerhin können wir versuchen, darzustellen, was nach unserer Meinung getan werden sollte. Doch sind das nur allgemeine Richtlinien.

Zunächst müssen wir uns einmal die Frage vorlegen, ob Maßnahmen, die sich lediglich auf die Hochschule beziehen, genügen können, oder ob nicht vielmehr diesen Problemen schon bei den **Mittelschulen** vermehrte Beachtung geschenkt werden sollte. Hier fällt der Kampf gegen die Hochschulüberfüllung noch leichter, und mancher Jugendliche kann vor falschen Wegen bewahrt werden. In vermehrtem Maße als bisher muß die Mittelschule zur Vorbereitungsstätte auf die Hochschule gemacht werden. Das kann sie sein, indem sie mehr als bisher den Schüler zu selbständigem Arbeiten anhält. Es soll ihr nicht darum gehen, möglichst viel Wissen einzupauken, sondern darum, ihren Zögling wirklich reif zu machen für das Studium. Er soll zu eigener Entscheidung und Forschung fähig sein. Scheinbar haben diese Forderungen mit Hochschulüberfüllung keinen innern Zusammenhang. Und doch gewährleisten gerade sie eine sichere und gute Auslese für den akademischen Nachwuchs. Denn, wird einmal nur mehr diese Auslese bis zur Hochschulreife geführt, so wird auch dem Problem der Hochschulüberfüllung viel von seiner Schwierigkeit genommen sein.

Man kann mir hier entgegenhalten, daß von vielen jungen Leuten die Mittelschulen nicht als Vorbereitung für die Hochschule gewertet werden. Das mag sein. Aber in solchen Fällen müssen neue Wege gesucht werden, die auch diesen Leuten die ihnen entsprechende Ausbildung zukommen lassen. Das könnte geschehen durch die Schaffung neuer Mittelschulen, die eine abgerundete Schulbildung, die heute für viele Berufe verlangt werden muß, vermitteln. In diesem Zusammenhang können wir darauf natürlich nicht näher eingreten.

Aber wir dürfen auch hier nie vergessen, daß nicht nur der Staat angerufen werden soll. Viel wichtiger ist es vorläufig, wenn wir uns selbst zu helfen suchen. Ein Weg dieser Selbsthilfe liegt in der Schaffung von akademischen Berufsorganisationen, die sich auch mit der Arbeitsvermittlung zu befassen hätten. Teilweise sind sie schon entstanden, doch ist ihre Wirksamkeit noch ziemlich beschränkt, da zu ihrer Erweiterung vor allem Beziehungen nach außen angeknüpft werden müssen.

Auf der andern Seite könnte auch die Propagierung der Handarbeit und die Darstellung ihres hohen ethischen Wertes zu einer gewissen Entlastung des akademischen Arbeitsmarktes führen; denn heute herrscht ja noch in vielen Kreisen die Meinung, daß am ehe-

sten ein abgeschlossenes Hochschulstudium gutes Fortkommen und gesichertes Einkommen gewährleiste.

Wir Studenten müssen uns heute mit diesen Fragen der Hochschulüberfüllung befassen. Wir dürfen dabei aber nie vergessen, daß die akademische Arbeitslosigkeit nur ein Teil der Gesamtarbeitslosigkeit ist und nur im Rahmen des Gesamtproblems einer Lösung entgegengeführt werden kann. Diese Ausführungen haben nur den Zweck gehabt, auf die Dringlichkeit des gesamten Problemkomplexes hinzuweisen, und ihr Zweck ist erfüllt, wenn sie gezeigt haben, daß Abwehrmaßnahmen bald ergriffen werden müssen. Hoffen wir, daß diese Ansicht sich nach und nach überall durchsetze, vor allem aber bei den maßgebenden Stellen.

Hochschulüberfüllung und akademische Arbeitslosigkeit sind nicht nur Probleme eines Standes; sie sind Probleme des ganzen Landes. Wir können wohl hie und da Notstandsarbeiten, zum Beispiel für die technischen Berufe organisieren. Aber es geht nicht darum. Es geht letzten Endes darum, ob unser Staat, ob unsere Demokratie im Krisensturm fähig ist, auch den akademischen Schichten zu helfen. Daß Altakademiker und Studenten auf der andern Seite ihr möglichstes beitragen werden, ist selbstverständlich. Nur mit dieser Zusammenarbeit werden wir all die Probleme meistern. Vergessen wollen wir nicht, daß wir damit nicht nur vielen Akademikern helfen, sondern letzten Endes auch unser demokratisches Staatsprinzip vor manchen Fährnissen bewahren.

Hans E. Mühlemann, rer. pol., Präsident des Amtes für Studentenhilfe des VSS.

NICHTEINMISCHUNG ODER NEUTRALITÄT?

Vorbemerkung. Noch vor einem halben Jahrhundert stand einst unsere Zürcher Universität im Mittelpunkt einer föderalistischen Außenpolitik gegen das Bismarck'sche Deutschland der Sozialistengesetze. Durch die deutsche Presse wurde deshalb die Alma mater der Limmatstadt ein „wilder Hort des Anarchismus“ genannt. Seitdem sind solche bundesstaatliche Extravaganzen, denen der Bundesrat ohnmächtig gegenüberstand, für immer verschwunden. Die Außenpolitik ist nach den achtziger Jahren ausschließlich Sache des Bundes, — seit zwanzig Jahren sogar Sache eines einzigen Mannes geworden. So sehr man unsern höchsten Magistraten schätzen mag; seine monopolähnliche Stellung über das Gebiet des Äußern zieht schwere Gefahren nach sich. Es ist um diese Domäne ein Nymbus gewachsen, den kaum mehr einer zu betasten wagt. Wir sind gegenüber dem Gegenstand der Neutralitätspolitik unkritisch geworden; wir vermögen ihr nicht mehr recht zu folgen, noch sie zu beobachten. Innerhalb der zwei Dezennien hat sich für den Maßstab unserer außenpolitischen Weisheit viel geändert. Das Recht und die Moral hat eine andere Stellung eingenommen. Die machtpolitische Konstellation hat dem europäischen Kleinstaat einen neuen Platz zugewiesen. Der Begriff der Neutralität erhellt sich in einer anderen Definition, und ihr Anwendungsgebiet scheint sich heute zu differenzieren. An der Neutralität ist allein der Wille dazu derjenige Faktor, der das typische, schweizerische Prädikat „ewig“

verdient. Die Form, in der sie sich äußert, muß dagegen einer fortlaufenden Dynamik unterliegen, die sich den Regeln des Völkerrechts anpaßt. Nur die aufmerksame Verfolgung dieser Wandlungen vermag uns die nötige kritische Gesinnung gegenüber unserer Außenpolitik wieder zurückzugeben.

*

Die Politik der Nichtintervention im spanischen Bürgerkrieg, deren formelles Zustandekommen die französische Initiative zwei volle Monate auf sich warten ließ, ist — so sympathisch man sich ihr gegenüber auch stellen mag — eine politische Notgeburt aus dem Wirrwarr völkerrechtlicher Dekadenzerscheinungen. Die rechtliche Stellung der beiden Bürgerkriegsparteien war während der ersten vier Wochen des Aufstandes noch übersichtlicher als anfangs September, wo Largo Caballero die Regierung übernahm. Im Zeitpunkt des französischen Nichteinmischungsvorschlages konnte man wenigstens schlecht und recht noch folgende Unterscheidungen machen: Auf der einen Seite stand die Regierung des Linkskabinettes Giral, das in der Aufstandsnacht vom 18. Juli als vierte Nachfolgerin des Frente Popular-Sieges ins Amt trat. Sie war Repräsentantin einer Minorität von 47% des spanischen Stimmvolkes, das aber dank des föderalistischen Wahlsystems mit einer starken Mehrheit in den Cortes zu sitzen kam. Die damalige Regierung konnte sich also bei der Belieferung von Kriegsmaterial durch fremde Mächte auf ihre rechtmäßige Stellung berufen, und formell konnte einer derartigen Unterstützung durch Dritte vom Standpunkt des Völkerrechts aus nichts entgegengehalten werden. Anders dagegen auf Seite der Rebellen: Hier befand sich ein aufständischer Heeresteil, der gegen Fug und Recht von ausländischen Mächten unterstützt wurde, bevor er nur schon losgeschlagen hatte. Die Intervention der deutschen, italienischen und portugiesischen Regierung zugunsten der Rebellen mußte deshalb in der allerersten Kriegsphase als einseitige Verletzung des Völkerrechts betrachtet werden und hat in der Folge gezwungen ermaßen zur Politik der generellen Nichteinmischung geführt, die auch der Beistandstätigkeit gegenüber der Zentralregierung Verzicht auferlegte.

Die Struktur der beiden Bürgerkriegsparteien hat sich im Verlauf der Kämpfe gewandelt. Kein vernünftiger Mensch wird sich nach der Gewaltübernahme Caballeros noch erdreisten dürfen, einen gültigen Strich zwischen rechtmäßiger und nicht rechtmäßiger Seite zu ziehen.

Die vorangegangene Charakterisierung der anfänglichen Nichteinmischungsbewegung darf deshalb keineswegs als politische Beurteilung hingenommen werden. Daß diese Politik prinzipiell einen Verzicht auf gewisse völkerrechtliche Befugnisse in sich birgt, ist hier lediglich für den formalen Standpunkt bedeutend.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die Nicht-Intervention eine vom internationalen Recht abweichende Handlung

ist, und — wenigstens in ihrem status nascendi — nicht eine Neutralitätserklärung darstellen kann. Neutral sein kann ein Staat nur gegenüber zwei Kriegführenden, die sich in einem wirklichen Kriegszustand befinden; gegenüber einem Bürgerkrieg aber, der eine interne Angelegenheit eines einzigen Landes ist, ist eine Unparteilichkeit im völkerrechtlichen Sinn schlechthin unmöglich. Wenn also der spanische Aufstand noch ein Parteienkampf im Landesinnern ist — was zwar von der Zentralregierung bestritten wird und was wir im folgenden noch untersuchen werden —, dann ist die Haltung der Mitglieder des Londonerausschusses an keine Rechte und Pflichten gebunden, die sich aus einer Neutralitätserklärung ergeben würden, andererseits kann aber auch keiner der darin vertretenen Staaten Rechte und Pflichten der Neutralität geltend machen gegenüber den beiden Bürgerkriegsparteien. Solange aus dem spanischen Bürgerkrieg kein zwischenstaatlicher Konflikt im engeren Sinne des Wortes entstanden ist, hat weder die Blockadeandrohung der Zentralregierung noch die der Junta von Burgos Geltung, und kein fremder Staat ist gehalten, sich der Kontrolle der Parteien zu unterziehen.

Zum wirklichen Krieg kann der spanische Bruderkrieg nur durch Anerkennung der Aufständischen als kriegführende Macht von Seiten der spanischen Regierung oder einer der fremden Mächte werden, wobei aber nur der anerkennende Teil die Rechte und Pflichten des Kriegsrechts den Aufständischen gegenüber übernehmen muß.

Die Madrider Regierung hat schon am 9. und 10. August die Operationsgebiete als Kriegszonen erklärt und über die spanischen Mandate und Kolonialgebiete wie über einige Provinzen des Mutterlandes die Blockade verhängt. Am 19. und 23. August hat sie nacheinander das deutsche Schiff „Kamerun“ und die englische „Gibel Zerjon“ auf hoher See anhalten und untersuchen lassen, aber nachträglich dem britischen Botschafter in Hendaye erklärt, daß sie in Zukunft das Abstoppen fremder Schiffe unterlassen werde. Deutschland, das offenbar in diesem Moment den Zustand eines bloßen Bürgerkrieges geltend machen wollte, erließ spontan an den Kommandierenden der deutschen Spanienflotte den Befehl, im Wiederholungsfalle mit den schärfsten Mitteln (Palos!) zu antworten, und brachte bei der Madrider Regierung den drohendsten Protest ein. Trotz dieser Akte, die nur zulässig sind für eine Partei, die die andere als kriegführende anerkennt, war die Absicht der Anerkennung offensichtlich nicht diejenige der Madrider Regierung. In einer Note an den britischen Botschafter hat der nunmehrige Außenminister Del Vayo klargelegt, daß seine Regierung die Aufständischen nicht als Kriegführende anerkenne. Dieser Standpunkt kam später noch einmal deutlich zum Ausdruck, als der Neutralisierungsplan einer Zone in Madrid, der durch den Schweizerischen Geschäftsträger einge-

Immer **frisch** zum Studieren

starke Nerven, guter Schlaf
durch Spez. Nerven-, Drüsen-, Muskel-Massage und Aescusal-Bäder
zur Nervenpflege (Vielfach begutachtet)
im Institut für physikal. Heilmethoden JOH. WÄLCHLI, staatl. dipl. Masseur,
Hottingerstraße 8, ZÜRICH 7 Auskunft bereitwilligst Tel. 28.611

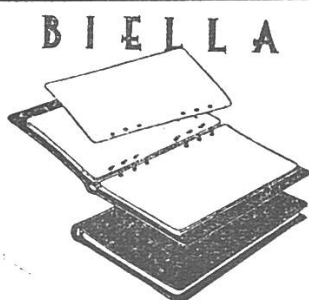
Ringbücher, Hefte
Alle Schreibwaren
Füllfederhalter

PAPETERIE SCHULER, Leonhardstr. 4
Studierende Rabatt

Veget. Restaurant **Ceres**

Culmannstraße 10

Menus à la Carte, auch im Abonnement



BIELLA — Ringbücher für Studenten

Acto

6 Ringe

Academia

2 Ringe

auch Klemm-Mappen

vorteilhaft in jedem guten Papiergeschäft

Zum Rendez-vous heut Sie und Er,
ins „**Du Lac**“ gehen wie bisher

Die Inhaber nachfolgender Lokale empfehlen sich den Herren Akademikern bestens.

STUDENTISCHE STAMMLOKALE

Rest. BELVÈDÈRE, Culmannstr. 19. AHV, Waldmannia, Ladinia

Restaurant KAUFLEUTEN, Pelikanstraße 18. Karolingia

Hotel LINDE, Universitätstraße 91. Romania. Patria

Rest. MEIEREI, Spiegelgasse 1. Manessia. Amicitia Turicensis

Restaurant RIGIHOF, Universitätstraße 101. Stella

Rest. STADTKELLER, Zähringerstr. 21, Akad. Forstver. Unitas

Schützenh. ALBISGÜTLI, Schütz. Schweiz. Studierender, S.S.S.

Tea-Room WEINPLATZ, Weinplatz 2, Urania

STUDENTISCHE VERKEHRSLOKALE

Café-Conditorei RÄMIPAVILLON, Rämistr. 8, E. Bäggli

Grand Café ODEON, Bellevueplatz, E. Dold-Uster

J e d e r S t u d e n t

kann sich eine moderne Portable-Schreibmaschine leisten: Fr. 30.- Anzahlung und monatliche Raten von Fr. 20.-. Für nur Fr. 195.- eine schöne Maschine mit Zeilenschalthebel, mit drei Zeilenabständen, mit Zweifarbenband mit Stechwalze etc. geeignet zum Einbau von Spezialzeichen.

Otto C. Lohmann, St. Gallen

Neugasse 48

Tel. 38.54

Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

- | | |
|---|---|
| 1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7, Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof. | 10. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1. |
| 2. Karl der Große, Kirchgasse 14, beim Grossmünster, Zürich 1. | 11. Zur Limmat, Limmatquai 92, Zürich 1. |
| 3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10, b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1. | 12. Frohsinn, Gemeindestraße 48, Zürich 7. |
| 4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4. | 13. Lindenbaum, Seefeldstraße 113, Zürich 8. |
| 5. Freya, Freystraße 20, Zürich 4. | 14. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7, Pensionspreis, Zimmer inbegriffen, Fr. 7.— bis 8.— täglich. |
| 6. Sonnenblick, Langstraße 85, Zürich 4. | 15. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6, Pensionspreis wie Kurhaus Zürichberg. |
| 7. Wasserrad, Josefstraße 102, Zürich 5. | 16. Baumacker, Zürich-Örlikon |
| 8. Kirchengemeindehaus Wipkingen, Zürich 10. | |
| 9. Platzpromenade, Museumstr. 10, Zürich 1. | |

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung

Gotthardstraße 21, Zürich 2.

reicht wurde, abgelehnt, und als endlich letzthin jeder Vermittlungsversuch in Form eines Kompromisses abgeschlagen wurde.

Dagegen haben am Jahrestage des Sanktionenbeginnes, am 18. November, Deutschland und Italien den spanischen Aufstand durch Anerkennung der Rebellen als einzig legitime Regierung Spaniens sanktioniert. Völkerrechtlich standen dieser Anerkennung weniger substantielle Fragen als vielmehr Fragen des Maßes entgegen. Man konnte sich fragen, ob die drei Bedingungen zur Anerkennung von Rebellen, die 1900 in Neuchâtel vom Institut für Völkerrecht aufgesetzt worden sind, erfüllt seien: Eroberung einer gewissen territorialen Existenzmöglichkeit durch Besetzung eines Landesteiles, Errichtung einer regulären Regierung und Organisation eines disziplinierten Heeres, das sich den Normen des Kriegsrechtes unterzieht. Wie auch diese Vorbedingung beurteilt wird und wie infolgedessen die Berechtigung der Anerkennung eingeschätzt wird: es hat sich seither jedenfalls gezeigt, daß die Erwartungen der beiden Staaten (und anderer!) übermäßig hochgespannt waren — daß es wohl möglich sein kann, daß sie dereinst aus Prestigegründen die Nichteinmischungspolitik öffentlich verlassen müssen, um General Francos Truppen zum Durchbruch zu verhelfen. Deutschland und Italien sind mit der Anerkennung der Junta von Burgos als einziger Regierung Spaniens als Drittstaaten gewollt oder ungewollt einem „wirklichen Krieg“ gegenübergestellt worden. Die Politik der Nichteinmischung bedeutet für sie von diesem Augenblick an Neutralität im Sinne der völkerrechtlichen Institution. Rechte und Pflichten treten für sie in Funktion, die nach wie vor für die andern Staaten nicht gelten. Schon am Tage nach der Anerkennung hat die Junta ihre teilweise Legitimierung durch Blockadeandrohung der spanischen Mittelmeerhäfen dokumentiert. Trotzdem für die britische Regierung diese Erklärung rein rechtlich keine Geltung haben konnte; hat sie sich dennoch mit General Franco dahin verständigt, daß sie im Hafen von Barcelona wenigstens einen Teil der Docks unbeschadet zur Verfügung gestellt bekomme, und hat damit uneingestandenerweise in beschränktem Maße den Aufständischen Rechte eines Kriegführenden zugestanden, obschon nicht einmal erwiesen ist, daß die Blockade Francos wirksam sein wird. Zudem hat Eden im Unterhaus anfangs Dezember eine Vorlage eingebracht, die das Waffenembargo nach Spanien auf sämtliche britischen Schiffe (nicht mehr nur von England und seinen Dominions) ausdehnt. Darüber hinaus geht die Absicht des Nicht-Einmischungskomitees dahin, eine eigene Kontrolle zu Wasser und zu Lande über Waffen- und Mannschaftslieferungen aufzustellen, mit dem augenfälligen Zweck, der Flotte Francos jeden Vorwand zur Durchsuchung von Schiffen und zur Blockadeanwendung abzunehmen. Denn: wäre die Nicht-Intervention peinlich durchgeführt, so wäre jede Blockade durch die spanischen Bürgerkriegsparteien überflüssig, und die bekannten und

noch zu befürchtenden Zwischenfälle, die zur äußersten Gefährdung der Nichteinmischung führen, könnten vermieden werden. England jedenfalls, das seine Nichtinterventionspolitik säuberlich durchzuführen gewillt ist, kann das Recht in Anspruch nehmen, auf hoher See seine Handelsflotte gegen jeden Übergriff von einer der beiden Parteien in Spanien zu schützen.

*

Es ist außerordentlich wichtig, zu verstehen, daß diejenigen Staaten, die als Nichtanerkennde die Nichteinmischungspolitik befolgen, deshalb in den letzten Wochen eine fast totalitäre Enthaltensamkeit (Verbot der Rekrutierung von Freiwilligen, Verbot von Unterstützungsgeldern, strenge Kontrolle des Embargos von Kriegsmaterialien) anstreben, weil sie die Blockade durch eine der beiden Parteien des Bürgerkriegs grundsätzlich nicht tolerieren können. Demgegenüber ist diejenige Macht, die als Folge ihrer Anerkennung Francos einem wirklichen Kriegszustand zwischen zwei Kriegführenden gegenübersteht, gehalten, die beidseitige Blockade über sich ergehen zu lassen und die Pflichten des Kriegrechts einzuhalten. Wenn Deutschland anlässlich des Paloszwischenfalles, trotz seiner rechtlichen Stellung eines Neutralen, die gegebenen völkerrechtlichen Pflichten nicht einhielt und ohne Eingehen auf eine Schiedsverhandlung kurzerhand mit Repressalien antwortete, so deutet das offenbar nur darauf hin, daß seine Neutralwerdung einen ungewollten Akt darstellt. In Tat und Wahrheit betrachten alle „aner kennenden“ Länder den spanischen Konflikt nach wie vor als Bürgerkrieg mit jetzt umgekehrten Vorzeichen, indem sie selbst nur eine Regierung tolerieren und der bisherigen ihre Rechtmäßigkeit abgesagt haben. Aus dieser Einstellung heraus ist der iberische Bruderkrieg zum internationalen Bürgerkrieg geworden, der die beiden Hauptexponenten in verkreuzten Rollen erscheinen läßt. Es wäre müßig, den betreffenden Diktaturstaaten Mahnungen auf Einhaltung der Rechte und Pflichten von Neutralen erteilen zu wollen. In Beziehung des Anerkennungsaktes hat das Gewohnheitsrecht, das sich im amerikanischen Sezessionskrieg bildete, heute keine Gültigkeit mehr. An Stelle der festgelegten automatischen Neutralitätshaltung ist die Einordnung in einen Nichteinmischungsausschuß getreten, der seine Positionen selbst aufstellt und innerhalb welchem das Gewicht des einzelnen Staates gegenüber den Bürgerkriegsparteien und Dritten viel stärker ist.

*

Mit der Feststellung, daß faktisch beide Staatengruppen des Nichteinmischungskomitees die Nichteinmischung und nicht die Neutralität gegenüber den spanischen Parteien aufrecht erhalten, kommen wir zur kapitalen Frage: Was unterscheidet die neuentwickelte Politik der Nichtintervention — vielleicht das dereinstige völker-

rechtliche Institut — substantiell von dem modernen Begriff der Neutralität? Zunächst dies: Die eigenmächtige Nichtintervention läßt sich nur gegenüber schwachen Partnern aufrechterhalten, während Neutralität auch gegenüber starken Kriegführenden widerstandsfähig sein kann. Wäre zum Beispiel jede der spanischen Bruderkriegsparteien stark genug, Dritten gegenüber ihre Forderungen geltend zu machen, ich zweifle nicht, wir hätten die Kriegserklärung Francos gegen die Sowjets und diejenige der Zentralregierung gegen Italien und Deutschland bereits hinter uns. Im Gegensatz zur Neutralitätserklärung ist der Beitritt zur Nichtintervention viel stärker von Loyalitätsgründen gegenüber Dritten als gegenüber den Bürgerkriegsparteien selbst bestimmt. Objekt dieser Stellungnahme ist nicht so sehr die Integrität eines Landes als vielmehr die Verhinderung einer Vorteilsposition des Vertragspartners. Seiner Natur nach erstreckt sich das Nichteinmischungsabkommen auf die Interferenzverhinderung bei beiden Kriegsparteien, während die neutrale Haltung gewisse Akte z u b i l l i g t, wenn sie beiden Teilen in g l e i c h e m M a ß e zugute kommen. Nach der landläufigen Auffassung ist die Nichtintervention zudem t o t a l i t ä r e r als die Neutralität, indem sie auch die Haltung der einzelnen Individuen dem staatlichen Enthaltensamkeitswillen unterordnet. Diese Unterscheidung dürfte jedoch in Wirklichkeit nicht angemessen sein; denn der moderne Staat, der Individuum und Staat in vielen Fällen als eins betrachtet, überbindet auch dem neutralen Land eine Durchführung des Prinzips, die die Handlungen der Einzelnen einzuschränken hat. Die Entwicklungstendenz der Nichteinmischung geht unvermeidlich auf eine maximale Verdichtung des eigenen Grundsatzes hin. Dieser Verlauf kann sehr wohl auch seine Spuren in der Äußerung der wesensverwandten Neutralitätshaltung zurücklassen.

*

Im Anschluß an diese allgemeinen Andeutungen noch ein letztes Wort zur Sonderstellung der S c h w e i z : Unser auswärtiges Amt hat die Einladung der französischen Regierung auf Teilnahme am Londoner Ausschuß abgelehnt und selbsttätig am 14. August des letzten Jahres ein Neutralitätsdekret erlassen, das unsere Nichteinmischung in weitgehendem Maße als alle andern Staaten regelt. Und mit Recht: Für unser Land ist die Nichteinmischung nicht ein opportuner Akt oder eine Politik, sondern Staatsgrundsatz und völkerrechtlich verankerte Einstellung. Weil unsere Neutralität im Gegensatz zu den meisten übrigen Staaten ewig und selbstverständlich ist, tritt sie nicht erst im Zustand eines wirklichen Krieges in Kraft, sondern leitet unsere Außenpolitik immerwährend in Zeiten des Friedens und erst recht in Zeiten des b e d r o h t e n Friedens. Für unser Land ist es nicht so sehr von Bedeutung, ob sich in Spanien zwei Kriegführende oder bloß zwei interne Bürgerkriegsparteien

befehden. Grundsätzlich ist unsere Neutralität nur auf dem Boden der Nichtintervention möglich. Wenn wir für die Schweiz den Trennungsstrich ziehen wollen, so können wir sagen: Nichteinmischung ist die Mobilmachung für die Neutralität!

Franz Aschinger, oec.

PRIVATLEHRER GESUCHT.

Es ist noch nicht lange her, seit ich vor dem Portal des Stockargutes einem alten Bekannten begegnete, dem man von weitem anmerkte, daß es ihm schwer gefallen wäre, noch verdrießlicher dreinzuschauen als auf seinem unangenehmen Gang zum — Steuerkommissär. Wenn wir damals das ehrwürdige Stockargut gebeten hätten, uns etwas auszuplaudern von dem, was es Tag für Tag mitansehen und anhören mußte, wir hätten darauf geschworen, daß der Sempersteig von allen guten Geistern verlassen sei.

Heute aber dürfen wir es wagen, das Haus Künstlergasse 15, wie es für uns Studenten heißt, ein bißchen zu interviewen.

Zu unsrer großen Freude beginnt es uns zuerst von denjenigen Kommilitonen zu erzählen, die seine Schwelle betreten haben, um sich nach einem Nebenverdienst umzusehen. Es scheint diese fast zweihundert Studenten, die sich einen Teil ihres Taschengeldes selbst verdienen wollen, ganz besonders ins Herz geschlossen zu haben. Was wir da hören von Arbeitseifer und Lebenskampf, von Erfolgen und Enttäuschungen, verdient beachtet zu werden. So wollen wir uns eine kleine Zahl dieser Kommilitonen und andern Besucher vorstellen lassen — vielleicht entdeckt der eine oder andre Leser sein Konterfei und kann aus dem Gehörten eine heilsame Lehre ziehen.

Herr Pankraz Ketterer ist ein tüchtiger Kaufmann und zugleich ein besorgter Familienvater. Als Geschäftsmann weiß er, wie wichtig es ist, Fremdsprachen zu beherrschen, aber als Familienvater muß er leider feststellen, daß sein Sprößling, der liebe, gute, sonst so intelligente Beatli, für das Idiom unsrer welschen Landsleute gar kein Verständnis aufbringen kann. Ein Inserat im Tagblatt weist ihn auf die Arbeitsvermittlungsstelle beider Hochschulen hin. Dort, wo alle guten akademischen Kräfte sich sammeln, wird ja wohl jemand zu finden sein, der seinem Beatli französische Konversation beibringen könnte.

Jawohl, es ist jemand zu finden. Nämlich stud. theol. Adalbert Kenner. Er ist zwar noch jung, im zweiten Semester, aber seine Anmeldung verrät, daß er in allen Mittelschulfächern Unterricht erteilen könne, respektive wolle.

Aber auch Herr Pierre Martin, phil. I, ist eingeschrieben. Er ist Genfer, studiert Germanistik und gesteht, einem eventuellen Schüler außer Französisch höchstens noch das Skifahren beibringen zu können.

Endlich möchte noch Fräulein Weilenwarter zu Worte kommen. Sie ist Leiterin der Vermittlungsstelle und soll also entscheiden, wer sich des unglücklichen Beatli annehmen könnte. Warum sollte sie nicht den tüchtigen Adalbert Kenner beauftragen, der ja alles kann, während dem andern doch offensichtlich die notwendigste Allgemeinbildung abgeht, wo er doch selbst zugibt, nur Französisch unterrichten zu können.

So beauftragt sie diesen Allerwelts-Kenner. Aber sie wird es nie mehr tun. Denn die Sache hat nicht geklappt. Der kleine Beat hat nichts gelernt, und schon nach zwei Stunden hat man ihm den jungen Lehrer, der selbst immer den Diktionär in der Hand halten mußte, wieder weggenommen. Und Herr Ketterer ist böse über Fräulein Weilenwarter. Er wird sich von ihr nie mehr einen Studenten schicken lassen. Auch der Chef der Vermittlungsstelle ist böse, weil Kommilitone Kenner sich nicht mehr sehen läßt und kein Wort davon gesagt hat, daß die Vermittlung nicht zustande gekommen ist. Er streicht daher eigenhändig seine Anmeldung. So wartet Herr stud. theol. Adalbert Kenner vergeblich darauf, Unterricht in allen Mittelschulfächern erteilen zu dürfen. Zum Glück weiß Pierre Martin nichts von der ganzen Sache, sonst hätte er allen Grund, auch böse zu sein. Denn wenn sein Kommilitone nicht so gleichgültig gewesen wäre, könnte er jetzt bei dem hilflosen Beat ein hübsches Taschengeld verdienen.

Herr Dr. Werber ist Leiter der Fremdenzentrale „Edelweiß“ und organisiert die beliebten Fahrten mit dem „Grünen Autobus“. Er erkundigt sich an der Künstlergasse 15 nach einem Chinesen und einem Dänen, die seine Prospekte in ihre Muttersprache übersetzen könnten. Ein Däne ist angemeldet. Aber er hat Angst. Vor der Fremdenpolizei. Denn diese Herren scheinen die Ausländer nur dann zu schätzen, wenn sie mithelfen, unsre Hotellerie anzukurbeln, nicht wenn sie ein paar Fränkeln verdienen wollen. Aber Herr stud. med. Nielsen (welcher Däne würde nicht Nielsen heißen?) macht die Übersetzung doch. Denn die Vermittlungsstelle hat gute Beziehungen zur Fremdenpolizei und hat es verstanden, diese Herren umzustimmen.

Nun müßte nur noch ein Chinese gefunden werden. Aber wozu läßt denn die Kanzlei eigentlich die Liste der Studierenden drucken? Zwar muß fast das ganze Verzeichnis durchgeblättert werden, aber was kann denn Herr stud. phil. I Ya-Ling-Fu dafür, daß er nicht Bo-Reh-Sing heißt? Ein Telefonanruf und ein kurzes Briefchen genügen, um dem Chinesen ein paar Franken und dem Mann mit den „Grünen Autobussen“ seine Übersetzung zu verschaffen. Jetzt freuen sich nicht nur Nielsen und Ya-Ling-Fu, die Arbeitsvermittlerin und Dr. Werber, sondern auch seine Schwägerin, Fräulein Weismann, Partikularin, Villa Heimeli, Zürich 8. Sie hat von der gelungenen Vermittlung gehört und entschließt sich, auf demselben Weg einen Studenten zu suchen, der ihr hilft Kreuzworträtsel zu lösen. Täglich

zwei Stunden à Fr. 4.—. Warum sollte denn ein Student nicht jenen südafrikanischen Fluß von 13 Buchstaben mit einem „y“ in der Mitte und einem „ck“ am Schlusse kennen, oder den Erfinder des Bunsenbrenners, den Schöpfer des Löwendenkmal?

Nur schade, daß Herr stud. theol. Adalbert Kenner bei seiner Anmeldung nichts davon gesagt hat, daß er mit Leidenschaft und großem Geschick die vertracktesten Rätsel zu lösen versteht und einmal beinahe den Nobelpreis des Nebelspalters gewonnen hätte! Jetzt wäre Fräulein Weilenwarter froh, ihn in die Villa Heimeli schicken zu können. Aber wenn er eben seine Mittelschulfächer angibt, ob schon er in keinem einzigen mit besondern Leistungen glänzt, und seine eigentlichen Fähigkeiten verschweigt!

Fritz Peters hat sich anders besonnen. Er wollte zuerst Schreiner werden und ist ein fähiger Zweitkläßler der Sekundarschule. Jetzt will er aber ins Gymnasium eintreten und zwar gleich in die zweite Klasse. Also braucht er Lateinunterricht — „für Anfänger“. Es liegt eine Anmeldung für Lateinunterricht „für Anfänger“ vor. Aber Fräulein Weilenwarter fragt sich doch, warum denn ihr Schützling, stud. iur. Herbert Benz, nur an Anfänger Unterricht erteilen wolle. Ob er vielleicht gar nicht besonders gut lateinisch kann? Und sie sagt sich, es genüge nicht, nur rosa-rosae deklinieren zu können — das könnte sogar ihr Chef, der gewiß kein hervorragender Lateiner ist. Also verzichtet sie darauf, Herrn Benz zu engagieren. Sie hat schon ihre Erfahrungen gemacht und vermittelt nur noch anerkannt tüchtige Leute.

Aber dafür fragt sie den Bewerber für Anfängerunterricht, ob er mit dem Verteilen von Flugblättern ein paar Franken verdienen wolle. Er will nicht. Er ist gekränkt. Wie wenn es eine Schande wäre, seinen Kommilitonen vor dem Hauptportal der Uni ein gelbes Blatt in die Hand zu drücken.

Solches und noch viel mehr erzählt das Stockargut voll Freude über seine neuen Gäste — von Akquisitionen und technischen Zeichnungen, von Rezensionen und Übersetzungen, von Musik und Maschinenschreiben —, aber aus allem tönt immer die gleiche Mahnung: „Wenn du dir ein Taschengeld verdienen willst, besinn dich, was du am besten kannst! Wenn du alles willst, geschieht es allzuleicht, daß dich gar niemand brauchen kann.“

Karl Huber, theol.

Eine hochfeine orientalische Zigarette:

„IZMIR“

fr. 0.70

per 20 St.

FESTLICHKEIT BEI LEHMANNS.*

Amerikanische Humoreske von Fred Birmann.

(Schluß.)

Als die Brokatmassen den Erdboden erreicht hatten, entwand sich ihnen ein ekstatisches Gegurgel, und ehe ich wußte, wie mir geschah, bildeten sie in ihrem ganzen Umfange mein unmittelbarstes Gegenüber.

„Hier sind Sie ja, Mr. Freddie“, kam es verzückt und brillantenklirrend, „ach, ich habe eine große Bitte an Sie! Nehmen Sie mich mit in Ihre Schweizer Berge. Ich wünsche mir so sehnlichst, einmal über eine Felswand abgeseilt zu werden!“

„Wie bitte?“ fragte ich starr vor Entsetzen.

„Richtig abgeseilt werden möcht' ich“, bestätigte mir Mrs. Leeman zwitschernd und wonnetrunken, „mit einem Gletscherseil um den Bauch. Ach, wie wundervoll nervenkitzelnd muß das sein!“

Ja, das war es. Ich brauchte mir Mrs. Leeman nur vorzustellen, wie sie so in ihrer ganzen leiblichen und stofflichen Fülle und Anmut zwischen Himmel und Erde schwebte, und meine Nerven fingen zur Stunde an zu vibrieren. Ich hatte gerade noch Zeit, mich zu vergewissern, daß ich mich in denkbar feierlichstem Milieu befand, unter gotischen Spitzbögen, in Gesellschaft von Multimillionären und Sittlichkeitsaposteln, angeredet von der Krone der amerikanischen Aristokratie und vor allem — bespitzelt von einem komplexbehafteten brüderlichen Scheusal und Zeremonienmeister, als es um so heimtückischer und unaufhaltsamer aus mir brach: Teuflische Zyklone, die kitzelnd aus unergründlichen Tiefen brausten, sprengten mir kurzweg die Backenknochen. Ich glaube, ich habe damals meinen ganzen Lachvorrat mindestens auf zehn Jahre hinaus freigebig verschleudert und muß nun bis dahin, auch bei noch feierlicheren Gelegenheiten, mit distanzierterem Lächeln auskommen!

Tränenströme schlugen mich mit Blindheit. Aber irgendwie ahnte ich, daß meine Umgebung in den Zustand der Versteinerung übergegangen war. Steinern fühlten sich auch die Rippenstöße meines Bruders an, mit denen er mich fauchend zur Vernunft bringen wollte, und die gute Miß Hutchinson, Präsidentin ungezählter wohltätiger und geselliger Vereinigungen, muß vollends ausgesehen haben wie die in Marmor gehauene Entrüstung einer edlen Mädchenseele.

Als ich wieder in den Besitz meiner Zurechnungsfähigkeit gelangt war, saßen wir beim feierlichen Mahl im Kuppelsaal zu Sanssouci. Die festlich geschmückte Tafel war so kreisrund und gigantisch wie die Place de l'Etoile in Paris. Aber an Stelle des Triumphbogens erhob sich in der Mitte ein byzantinisches Monumentalgebilde aus massivem Gold, dessen unzählige Minarette als schlanke Kerzen in die Höhe strebten und flackerndes Licht vermischt mit exotischen

* Wegen Platzmangel mußte der Artikel zurückgestellt werden.

Wohlgerüchen verbreiteten. Dazwischen öffneten sich stimmungsvolle Durchblicke auf die einzelnen Teilnehmer der Tafelrunde, wie sie unscheinbar und hilflos an ihren turmhohen Stuhllehnen klebten, gleich zerquetschten Fliegen an mittelalterlichen Domfenstern.

Nun war es keine Kleinigkeit, sich bei dem einmal heraufbeschworenen Lachgeprickel den gesitteten Verhältnissen anzupassen. Ich kam eigentlich kaum dazu, einen derartigen Willensakt nur in Erwägung zu ziehen. Denn zu oft ging hinter dem byzantinischen Kerzenwald gleich dem Mond hinter einem Operetten-Hawaii Mrs. Leemans barockes Haupt auf, um Aufmerksamkeit und lächelnde Gastgeberwärme zu verbreiten, und zu oft hatte ich die unumgängliche Vision von einer gemästeten amerikanischen Walküre, die sich unter großem kostümlichen und technischen Aufwand über eine Felswand abseilen ließ. Dann blieb mir jeweilen nichts anderes übrig, als alle Ventile zu öffnen und mächtig drauflos zu wiehern. Denn sonst wäre ich als mit explosiven Gasen gefüllter Ballon in die Lüfte gestiegen und am Kuppelgerüst zu Sanssouci jämmerlich zerschellt!

Ich benahm mich flegelhaft. Aber ich tat es mit Wonne, mit einer Art titanischen Wollustgefühls. Denn in ungefährlicher Entfernung, wutschnaubend, aber machtlos an sein gotisches Stuhlgebilde gefesselt, saß der Diktator meines Privatlebens und fletschte die Zähne, als gälte es, das Gebiß zum gelegentlichen Fraße meiner widerwärtigen fleischlichen Hülle zu schärfen.

Aber was es vorderhand zu verschlingen gab, war der Angsttraum meiner Jugend, war das leibhafte Wappenschild der ehrwürdigen Leemans. Denn der Stammvater der Leemans — das stand nun außer Zweifel — hatte den wohlklingenden Namen Lehmann geführt und war ein aus dem Königreich Württemberg entlaufener Metzgerbursche gewesen. Und was es nun zu verschlingen gab, war die Leibspeise aller Lehmanns samt Spießgesellen: eine Riesenladung Sauerkraut, gekrönt von einer kunstvollen Rosette aus Frankfurter Würstchen, die zur Feier des Tages in eine laubfroschgrüne Schicht aus schlotternder Pfeffermünzmarmelade gebettet waren! Es war wie ein Fingerzeig des Schicksals, es war eine jener seltenen Gelegenheiten, die einem die Götter in mildtätigen Anwandlungen unter die Nase halten und dazu flüstern: „Bis hierher entschieden wir, jetzt handle Du, Menschlein!“

Und mit wahrer Todesverachtung ergriff ich die Vollmachten. Als mein Bruder mich durchbohrend und erwartungsvoll anlotzte, als wolle er seine ehemaligen Dressurkünste nun mit hypnotischen Mitteln zur Geltung bringen, schnitt ich ihm eine ganze Serie von Grimassen, um mich dann heldenhaft zu einer großen diktatur-, spießbürger- und sauerkrautfeindlichen Kundgebung aufzuschwingen.

„Pfui Teufel, was für ein Schweinefutter!“ raunte ich meiner Tischnachbarin, Miß Hutchinson, ins Ohr, was sicherlich die größte Unanständigkeit war, die je ihr jungfräuliches Gemüt befleckt hatte;

denn sie wurde im Nu puterrot und tat wie eine alte entrüstete Henne, der man meuchlings die schönste Schwanzfeder ausgerupft hat. Aber ich ließ mich nicht erweichen und bot Miß Hutchinson in unmittelbarer Folge das entsetzlichste Bild, das ihr je während ihrer sittenpädagogischen Laufbahn vorgekommen war: Nachdem ich mir unerhört viele von den Frankfurter Würstchen aus der kunstvollen Rosette herausgeklaubt hatte, verabschiedete ich den übrigen Inhalt der Schüssel mit einem ekelerfüllten Blick, den ich so lange beibehielt, bis ich mit meiner kronengeschmückten Damastserviette die auserkorenen Frankfurter Würstchen von jeglicher Spur von Sauerkraut und Pfeffermünzmarmelade gesäubert hatte. Dann machte ich mich über sie her mit spitzbübischer Freudetrunkenheit und war von Stund' an ein freier Mann...

Aber diese Freiheit galt es zu verteidigen mit affenartiger Behendigkeit. Nach Tisch setzte mein rachedürstiger Bruder alle Hebel in Bewegung, um mich in einen Hinterhalt zu locken, wo er ungestört und ungesehen seine Fäuste auf meinem ungeschorenen Fell hätte tanzen lassen können. Derartigen Ausbrüchen brüderlicher „Übermenschlichkeit“ galt es ein für alle Mal vorzubeugen. Aber wie?

Eisige Kälte umfing mich. Von der feinen Gesellschaft, gegen deren ungeschriebene Gesetze ich so schändlich verstoßen hatte, war logischerweise nichts als finstere Ablehnung zu erwarten. Mrs. Leeman machte den Eindruck einer sauren Gurke an einem Gewitterabend, und Miß Hutchinson umkreiste mich gleich einem lüsternen Aasgeier, jeden Augenblick bereit, sich auf meine gefallene Ehre zu stürzen, um darauf das Banner asketischen Büßertums zu hissen.

Aber nochmals erwiesen mir die Götter ihre Mildtätigkeit. Als man sich zu vorgerückter Stunde in einem glitzernden Rokoko-Salon zu einem Glas Champagner eingefunden hatte, schob sich plötzlich eine der goldumsäumten Spiegelwände zur Seite und enthüllte das Allerheiligste des Leemanschen Palastes: Zwei kühn geschwungene Stufen führten in ein winziges Musiktempelchen, das angefüllt war mit silbernem Licht und mit Mr. Leemans strahlendstem Triumphlächeln. Eine gewisse Befähigung zu träumerisch-übersinnlicher Verklärtheit war der altdeutschen Vielfraßphysiognomie nicht abzusprechen. Und tatsächlich: hier konnte keine Rede sein von einem Raubrittergelage. Hier ging es um Höheres. Was Mr. Leeman seinen Gästen vorzuführen wünschte, war die Verkörperung seiner Kulturbeflissenheit, ein Flügel, wie ich ihn in so phantastischer Aufmachung noch nie gesehen hatte. Er war schneeweiß und hatte riesenhafte Ausmaße, was ihn aber nicht hinderte, sich von zarten Muschelfüßchen tragen zu lassen und seinen Zyklopenleib mit golddurchwirkten Veilchenkränzen zu umflechten, an denen perückengesegnete Rokoko-Miniatürchen baumelten. Nachdem die erste Woge der Bewunderung in den Reihen der Gäste verebbt war, raffte sich Mr. Leemann zu einer Geste königlichen Gleichmuts auf und verkündete mit näseler Läs-

sigkeit die Höhe der Anschaffungssumme. Jetzt kannte das Staunen keine Grenzen. Jetzt galt es ihm ganz persönlich, ihm, dem glorreichen Besitzer des teuersten Musikinstruments Amerikas!

Und dann ließ sich Mr. Leeman zu einem Bekenntnis rührender Art hinreißen.

„Ich spiele zwar Golf und Baseball“, sagte er verschämt, „aber Klavier spiele ich nicht. Meine Frau auch nicht, und niemand sonst in meinem Hause. Trotzdem war es stets mein kühnster Traum gewesen, einen Flügel zu besitzen, einen Flügel wie diesen hier, geschaffen von Künstlerhand, dazu bestimmt, den ästhetischen Eindruck meines Heimes zu vervollständigen . . .“

Und stolzen Schrittes verließ der kühne Träumer seinen erhöhten Posten und mischte sich unter das staunende und beifallspendende Volk, von wo aus seine verzückten Blicke rastlos und unter den verschiedenartigsten Winkeln seinen teuren Kulturschatz zu lieblosen begannen.

Das war der Augenblick, wo sich alles in mir zum vulkanischen Ausbruch zusammenballte, der geknechtete Kuli, der verletzte Gesellschaftslöwe und der zu Tode beleidigte Kulturmensch. Selbst ein Wesen mit noch geringerer musikalischen Begabung als der meinigen müßte in dieser explosionsschwangeren Lage der Kuß der Musen in ungeahnte tonkünstlerische Raserei versetzt haben. Mich machte er im Nu zum dämonischen Tastenbändiger, zum funkensprühenden und zappelnden Zigeunerprimas des Klaviers.

Noch nie hatte durch die zimperliche Koketterie eines Rokoko-Salons solche Musik geklungen. Es war ein Tongemälde von bestialischer Fülle und Liederlichkeit. Die Hände sausten in beschwörendem Wahnsinn in die Lüfte, um sich von da blitzartig und in zügelloser Leidenschaft auf die Tastatur zu werfen, und je unvermuteter und chaotischer die dabei erwischten Töne klangen, um so hoffnungsvoller gestaltete sich die „Eingebung“ für das folgende Motiv. Alles in allem handelte es sich um eine jener bilderreichen Improvisationen, mit denen man, in unvergleichlich sanfterer Ausführung, kleine Kinder zu schrecken pflegt, indem man ihnen vorgibt, damit aufziehende Gewitter und Gespenstertänze um Mitternacht zu illustrieren.

Solche programmatische Angaben erübrigten sich. Denn meine Zuhörer, Kinder etwas größeren Formats, waren offenbar der Ansicht, daß Musik überhaupt nichts anderes sein könne als die Vertonung von aufziehenden Gewittern und Gespenstertänzen um Mitternacht. Aus diesem Grunde wurde ich spontan als großer Künstler gefeiert. Die Begeisterung nahm geradezu ungläubwürdige Formen an. Miß Hutchinson war aufgelöst in Verzückung und erregte Rotwangigkeit und trug mir die Ehrenmitgliedschaft eines ihrer ungezählten Gemüse- und Blumenklubs, sowie die Taufpatenschaft ihres Schoßhündchens Wotan an. Mrs. Leeman tat, als hätte sie nie etwas vom Aussehen saurer Gurken an Gewitterabenden gewußt, und schrie in

lächelnder Holdseligkeit, mimisch und stimmlich unterstützt vom Chor ihrer juwelenbehangenen Freundinnen: „Als Nächstes ein Schweizer Jodellied, bitte, bitte!“ Mr. Leeman drückte mir verstohlen die Hand und sagte tränenfeucht: „Ich danke Ihnen, Mr. Freddie! Sie haben mich um ein Kulturerlebnis reicher gemacht. Wieder ist in mir der Traum meiner Jugend erwacht, der Traum, Opersänger zu werden!“ Seine Exzellenz, mein Bruder, endlich, sonnte sich in meinem Ruhm, hatte plötzlich alle zähnefletschenden Absichten vergessen und bestätigte den staunenden jungen Damen immer wieder von neuem, daß ich nur durch ihn, der er mich schon in meiner zartesten Jugend zu täglichen Fingerübungen angehalten habe, meine pianistische Vollendung erreicht habe.

Ich aber ließ ruhigen Blutes die Ovationen über mich ergehen und wartete gespannt auf ihre unmittelbaren Auswirkungen. Diese bestanden aus liebenswürdigen Einladungen zu Yachtfahrten nach Florida, zu Weekends im Gebirge, zu Siestas auf mexikanischen Besitzungen. Es dauerte keine zehn Minuten, so hatte die feine Gesellschaft restlos über den verbleibenden Teil meines Amerika-Aufenthaltes verfügt, und ich mußte alle nachträglich eintreffenden Angebote mit einem vornehmen „Tut mir leid, schon besetzt“ zurückweisen, so auch die am folgenden Tage schonend vorgebrachte Aufforderung meines Bruders, doch bei Gelegenheit wieder einmal nach dem Unkraut und den störrischen Kühen zu sehen...

An jenem folgenden Tage aber hatte ich angeblich das Pech, vom Pferde zu stürzen und meine rechte Hand gar jämmerlich zu verstauchen. Jedenfalls sahen mich Luxusjachten und mexikanische Besitzungen als in geheimnisvoll duftende Verbandstoffe gewickelten Invaliden. Klaviere, seien sie nun zum optischen oder melodischen Schmucke deines Heimes da, machen mich auch heute noch kopfscheu. Denn der Mensch versuche die Götter nicht...

JUNGE SCHWEIZER IM AUSLAND.

Es handelt sich hier nicht um solche, die sich dem Ausland anzupassen wissen, sondern um diejenigen, die auffallen, unangenehm auffallen, meist ohne es zu wissen. Sie mißverstehen ganz einfach die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit des Ausländers, an die sie unter sich Schweizern in der schönen Schweiz nicht gewohnt waren.

Das ist nun leider auch das erste, was dem Ausländer in der Schweiz auffällt: Die Leute sind, gelinde gesagt, verschlossen, — deutlicher bemerkt: abweisend, rauhbeinig und mißtrauisch, so daß es oft an Unhöflichkeit grenzt. Der etwas verdutzte Ausländer ist nun versucht, sich auf das wahrscheinlich zu erwartende wertvolle Innere dieser seltsamen Alpenbewohner zu verträsten. Aber Vorsicht! Es gibt in der Schweiz wie in jedem andern Land gut- und schlecht-

veranlagte Menschen, und eine „rauhe Schale“ ist noch lange nicht Gewähr für den berühmten „guten Kern“.

Drum hat sich nun im Laufe der Zeit in allen Ländern von Weltbedeutung eine gewisse Höflichkeitspatina gebildet, welche den Verkehr ganz ungemein erleichtert. Diese äußere „Höflichkeit um jeden Preis“ hat natürlich nichts mit dem Charakter zu tun, aber sie erlaubt, Geschäftliches und Privates auf angenehmer Basis zu erledigen. Mancher Schweizer hingegen erwartet, daß man sich selbstverständlich Mühe und Zeit nimmt, durch seine rauhe Schale hindurchzudringen — auf das Risiko hin, einen schlechten Kern anzutreffen, der es zu seinem eigenen Nachteil nicht versteht, wenigstens durch die schon erwähnte internationale Höflichkeit im Reden und Benehmen mit andern Menschen in Kontakt zu bleiben.

Ich habe bisher hauptsächlich die Schweizer erwähnt, die sich im eigenen Land aufhalten und es nach ihrer Meinung nicht nötig haben, sich den internationalen Höflichkeitsregeln anzupassen, da sie ja in ihrem Land in der Überzahl sind.

Wie aber steht es mit den jungen Schweizern, denen ein Studien- oder Ferienaufenthalt im Ausland möglich ist? Wie reagieren sie auf das erstmalige Erlebnis jener wirklich in Fleisch und Blut sitzenden Höflichkeit und Leichtigkeit des Verkehrs und der Unterhaltung in der fremden Großstadt? Ich habe folgendes beobachtet: sie antworten darauf — nach einer kurzen Pause vollständiger Sprachlosigkeit — mit dem, was sie außer ihrer knorrigen Verschlossenheit noch auf Lager haben: mit hemmungsloser Urwüchsigkeit und sehr hemdärmeliger Betriebsamkeit. Gerade in dieser Reaktion zeigt es sich, wie sehr der frisch importierte Schweizer die feinere Art des Ausländers mißversteht, — weil er als ganz besondere Gunst- und Freundschaftsbezeugung ansieht (wer möchte nicht mit den Nachkommen Wilhelm Tells befreundet sein!), was ihm der lebensgewandte Ausländer nur aus generöser Höflichkeit und angeborener Umgänglichkeit zukommen läßt.

Ein Franzose zum Beispiel, der aus Höflichkeit und Charme den kleinen Finger gibt, erwartet wiederum von unserer Seite die Höflichkeit, nicht mehr als den kleinen Finger zu verlangen. Und diese Bescheidenheit scheint dem jungen Schweizer (auch aus „bester“ Familie) nicht gerade zu liegen. Er fühlt sich bei seinem Gastgeber, der ihn „mon ami“ genannt und ihn eventuell freundschaftlich auf die Schulter geklopft hat, sofort auf eine allzu saloppe Art zu Hause, — mindestens als ob ihm der Hausherr die ganze Wohnungseinrichtung samt Frau und Tochter testamentarisch vermacht hätte.

Nun, er wird natürlich mit der Zeit manches lernen, der junge Schweizer im Ausland. Aber wäre es nun nicht einfacher gewesen, die angenehmen Umgangsformen schon aus dem Vaterland mitzu-

bringen, indem er in dieser Beziehung eine international gültige und dafür etwas weniger sogenannte „bodenständige“ Kinderstube gehabt hätte?

„Erziehung zur Höflichkeit“ heißt deshalb das mit Armbrustzeichen versehene, aber bisher noch nicht geschriebene Büchlein, das mindestens ebenso sorgfältig verteilt werden sollte wie die Luftschutzbrochure.

Ursi Bay.

Anlaß zu diesem Thema: Beim Bau der „Cité Universitaire“ in Paris wurde seinerzeit betont, dieses Heim sei unbedingt nötig, da die Schweizer in französische Familien sehr schwer Eingang fänden.

Zürcher Hochschulmeisterschaft im Skifahren und Frühlingsskilager 1937 in Klosters.

Das Sportamt organisiert im Auftrage der Studentenschaften der beiden Hochschulen wiederum ein Skilager in Klosters. Zur selben Zeit finden in Klosters die Zürcher Skihochschulmeisterschaften in Abfahrt, Slalom und Sprunglauf statt. Die Rennen finden wieder in zwei Klassen statt:

Klasse I für sehr gute Fahrer.

Klasse II für solche, die es gerne werden möchten.

Damit es jedem möglich ist, sich an der strahlenden Frühlingssonne von den Freuden und Leiden des Wintersemesters zu erholen, haben wir die Kosten stark herabgesetzt.

Kommilitonin, Kommilitone! Auch Du wirst sicher an unserer Skichilbi mit dabei sein.

10 Tage Klosters (alles inbegriffen) zirka 7. bis 16. März: Fr. 70.— zum Besuche der Skihochschulmeisterschaft können wir Ihnen folgendes Angebot machen:

4 Tage Klosters, 12. bis 15. März Fr. 28.— (alles inbegriffen)

3 Tage Klosters, 13. bis 15. März Fr. 25.— (alles inbegriffen)

Auskunft erteilt das Sportamt, Zimmer 44a, E.T.H., täglich von 8½ bis 12 Uhr. Beachten Sie bitte die Anschläge. Wir bitten Sie, sich rechtzeitig einen Platz im Lager zu sichern.

Für das Spa: **Jeltsch.**

AKADEMISCHE SKIWETTKÄMPFE ALLER LÄNDER.

Davos, 11. Januar 1937. Über die ASAL. (lies Akademische Skiwettkämpfe aller Länder) einen Rennbericht im konventionellen Sportjournalistenstil schreiben zu wollen, wäre ein Schönheitsfehler der Veranstaltung. Mehr — es wäre ein vermessenes Unterfangen. Denn alles verlief gar nicht wie gewöhnlicher Sport, sondern so friedlich, so gemütlich, so freundschaftlich. Es ist gut so, daß es noch friedfertig anmutende Skirennen gibt. Man vermißte den „furchtlosen, alles bezwingenden, vor keinem Hindernis zurückschreckenden, unbeugsamen Siegeswillen“ gar nicht. Sturzhelmbewehrte und polsterwestenbepackte Rennteufel überlassen wir gerne anderen Veranstaltungen. Ob sich jemand unglücklich fühlte, daß es noch eine Sportveranstaltung gibt, an der man nicht lauter „stahlhart trainierten Rekordathleten“ begegnete, die außer ihrer Frühstücks-Ovomaltine eine Portion Eisen fressen und vor dem nervenaufreibenden Kampf eine „Beton-Einspritzung“ benötigen?

Der Student soll Sport treiben. Wettkämpfe bestreiten natürlich auch. Das gehört dazu. Aber er braucht keine mit Rassenbewußtsein und Nationalismus gedopte Kampfmaschine zu sein, die mit markerschütterndem Kriegsgeheul gehetzt wird. Sonst verliert der Sport für den Akademiker den tieferen Wert. So friedlich, ohne Überanspannung der Kräfte, ohne grimmige Wut auf den Gegner wurde diese Tage um die Siegerehre gekämpft.

Leider mußte der zwar sehnlichst erwartete Neuschnee, dem eine wochenlange Schönwetterperiode vorangegangen war, ausgerechnet auf die ASAL.-Wettkämpfe hin eintreffen. Schon am Donnerstag war es Schluß mit dem klarblauen Himmel und dem Sonnenglanz. Es begann ausgiebig zu schneien, und die Organisatoren sahen sich durch die Lawinengefahr zu raschen Umdispositionen gezwungen.

Entgegen anderen Jahren wurde für den

Langlauf

eine eher leichte Strecke gewählt. Die 14 km lange Spur, die zirka 250 m Steigung zu bewältigen gab, zog sich von Davos gegen Frauenkirch hinab, dann übers Landwasser auf der linken Talseite zur neuen Bolgenschanze und von da gegen das Dischma- und Flüelatal hinauf zu den „Böden“, worauf das Ziel über die ganze lange Davoser Promenade im „Platz“ wieder erreicht wurde. Der Lauf war hart, jedenfalls genug für Studiker, die mit Ausnahme der Erstplacierten einen eher mitgenommenen Eindruck machten, da sie stilistisch noch nicht alle ganz auf der Höhe waren und zum Teil mit allzuviel Kraftaufwand liefen. Aus dem nicht gerade imponierend starken Feld von elf Läufern (die Hauptskidisziplinen der Akademiker bleiben Abfahrt und Slalom) stach ein blühend aussehender Naturbursch hervor; Noldi Kaech von Innertkirchen. Zwar bekam er im Langlauf noch die „nordische“ Überlegenheit Knut Gloersen zu spüren, der ihn auf den zweiten Platz verwies, doch errang er dann später den Sieg in der Abfahrt und die Titel eines „Schweizerischen Hochschulmeisters im Skifahren“, sowie „Hochschulmeister aller Länder in der Viererkombination Abfahrt-Slalom-Langlauf-Sprunglauf“. Ich möchte seine Leistung nicht als sportliche Großtat beweihräuchern und ihn zum Nationalhelden der schweizerischen akademischen Jugend stempeln, weil er vier Sekunden rascher als der Engländer Tomkinson die Strela-Abfahrt untergestanden ist. Gefreut hat mich an Arnold Kaech sein ordentlich guter Stil, seine urchige Kraft und vor allem das nicht vom geringsten Dünkel behaftete bescheidene natürliche Auftreten. Ein Sieger, wie er sein muß — ohne Star-Allüren.

Die Resultate des Langlaufes: 1. Knut Gloersen (ETH, Zürich) 1:04,14 Minuten. 2. Arnold Kaech (Bern) 1:05,30. 3. Hans Comes (München) 1:07,44. 4. Hans Dendel (München) 1:09,25. 5. Roy Hunziker (Bern)

1:09,40. 6. Walter Zuber (Zürich) 1:10,17. 7. Walter Bußmann (ETH. Zürich) 1:11,58. 8. Rudolf Bebié (Uni Zürich) 1:13,30. 9. Edmond Bertschi (Neuenburg) 1:15,36. 10. Franz Obrecht (Bern) 1:18,50. Außer Konkurrenz: Fritz Maurer (Davos) 1:09,26.

Der nächste Tag zeigte dem erfreuten Frühaufsteher einen wolkenlosen, tiefblauen Davoser Himmel. Um die Kommilitonen infolge tiefen Neuschnees vor Schlimmem zu behüten, holte man die über der Schiahorn-Wand drohende Lawine durch Minenwerfer herunter. Unter fieberhafter Arbeit gelang es, den Strelaweg wieder freizulegen, wodurch es dann den Konkurrenten möglich gemacht wurde, den Startort vom Weißfluhjoch aus mühelos zu erreichen. Im Gegensatz zum letzten Jahr fand man sehr gute Schneeverhältnisse vor; die damalige Eiskonkurrenz lag manchem noch in unangenehmer Erinnerung. Die gefahrenen Zeiten waren, den Umständen entsprechend, außerordentlich gut und beweisen, daß das Können der Akademiker auf beträchtlicher Höhe steht. Die Favoriten landeten erwartungsgemäß auf den ersten Plätzen; speziell Kaech fuhr ein wundervolles Rennen, in welchem er den letztjährigen Sieger, den Oxforder Tomkinson, auf den zweiten Platz verwies.

Die Resultate: Frauen: 1. Heidy Müller (Uni Basel) 6:45. 2. Margrith Schaad (ETH. Zürich) 7:35. Männer (Klasse I): 1. Arnold Kaech (Uni Bern) 5:06. 2. A. Tomkinson (Oxford) 5:10. 3. Pierre Francioli (Lausanne) 5:15. 4. Jean Senarclens (Genf) 5:31. 5. Rudolf Gallati (Uni Bern) 5:35. 6. Robert Sturzenegger (Uni Zürich) 5:39. 7. Uli Prager (Uni Zürich) 5:43. 8. Franz Obrecht (Uni Bern) 5:37. 9. Marcus Eha (Uni Basel) 6:05. 9. a) Willi Rieben (Uni Bern) 6:05. 10. Sigismund Ulrich (H.H. Stockholm) 6:12. 12. Peter Vajda (ETH. Zürich) 6:20. 13. Fritz Pieth (Uni Zürich) 6:23. 14. Hans Lüthy (H.H. St. Gallen) 6:26. 15. François Juge (Uni Genf) 6:27. (Klasse II): 1. Jürg Rüedi (Uni Basel) 5:22. 2. Victor Streiff (Uni Zürich) 5:25. 3. Dr. Robert Vetter (Freiburg) 5:34. 4. Dr. René Bühler (ETH. Zürich) 6:04. 5. Bertold Suhner (ETH. Zürich) 6:10. 6. Hans Comes (München) 6:37. 7. Werner Lindecker (ETH. Zürich) 6:38. 8. Max Glaser (ETH. Zürich) 6:46. (Klasse III): 1. Dr. Paul Stein (St. Gallen) 6:40. 2. Fred Brun (Zürich) 6:45. 3. Dr. L. Rüedi (Zürich) 6:45.

Der Slalomlauf.

Ein interessant zusammengewürfeltes Publikum in den Schattierungen weiß, gelb und braun, entsprechend den drei hauptbeteiligten Menschenrassen, umgibt nachmittags die vorzüglich präparierte Slalompiste. Zuerst besorgten hors concours Joggi Ettinger, seines Zeichens schweiz. Slalommeister 1936, Gerda Paumgarten und die Davoser Brüder Telli die Prüfung der von Willi Bürgin ohne die bekannten Perfiditäten hervorragend ausgeflaggten Strecke. Ein flüssiger, rascher, doch nicht leichter Lauf mit zirka 150 m Höhendifferenz. Mit verschwindend wenig Ausnahmen fahren die Konkurrenten recht beherrscht, mit dem Kopf, und viele von ihnen zeigen einen Stil, eine Ski- und Körperbeherrschung, die hoch erfreulich ist. Anders fehlt der letzte Schliff des routinierten Slalomfahrers, der einzelne Tore und Kombinationen nimmt, daß er ein Minimum an Zeit und Schnelligkeit einbüßt. Im SAS wird ja dem Slalom so viel Aufmerksamkeit gewidmet, daß es sich erübrigt, hier zu stark auf Einzelheiten einzugehen.

In phantastischer Fahrt zeigt der Slalomspezialist Peter Vajda (ETH. Zürich-Ungarn) einen Slalom, der schlechthin unüberbietbar war. Tomkinson hatte Sturzpech, zeigte seine Klasse aber trotzdem. Kaech sehr ruhig und stilrein; leider im zweiten Lauf zu heftig, muß er mit dem Schnee Bekanntschaft machen. Ruhig und wendig ging beide Male Streiff über die Piste, wurde aber in jeder Hinsicht von Dr. Vetter übertroffen, der zwei wirklich hervorragende Leistungen zeigte und damit auch verdient die kürzesten Zeiten beider Serien erzielte.

Die Resultate des Slalomlaufes. Frauen: 1. Heidy Müller (Uni Basel) 128,4 Sek. 2. Margrith Schaad (Zürich) 145,2. Männer (Klasse I): 1. Peter Vajda (ETH, Zürich-Ungarn) 99 Sek. 2. Tomkinson (Oxford) 102,8. 3. Sturzenegger (Uni Zürich) 103. 4. Obrecht (Uni Bern) 104. 5. Ulrich (Stockholm) 104,8. 6. Francioli (Lausanne) 105. 11. Kaech (Uni Bern) 107,4. (Klasse II): 1. Dr. Robert Vetter (Freiburg) 89,2 (beste Zeit des Tages). 2. Victor Streiff (Uni Zürich) 97,4. 3. Jürg Rüedi (Basel) 107,4. 4. Hans Comes (München) 108,6. (Klasse III): 1. Dr. Stein (St. Gallen) 127 Sek.

Schweizer-Hochschulmeister im Skifahren, Kombination Abfahrt-Slalom. Frauen: Heidy Müller (Basel) 0 Punkte. Männer: 1. Victor Streiff (Uni Zürich) 5,98. 2. Arnold Kaech (Uni Bern) 6,25 Punkte. — ASAL.-Meister der Zweierkombination Abfahrt-Slalom: 1. Dr. Robert Vetter (Freiburg i. Br.). 2. Tomkinson (Oxford). 3. Streiff (Zürich).

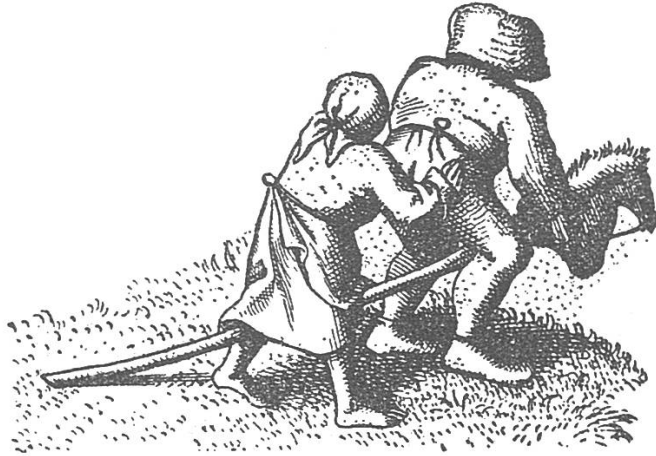
Der Sprunglauf.

Die alte Bolgenschanze erlebte heute eine neue, glorreiche Auferstehung, denn seit dem Winter 1928/29, wo die neue Bolgenschanze eröffnet wurde, fand hier keine Konkurrenz mehr statt. Das erste Springen seit neun Jahren war natürlich, wie nicht anders zu erwarten, keine allzu gewaltige Sache. Skispringen ist eben für den im Unterland wohnenden Akademiker keine einfache Sache, die mindestens mehrmaliges Training pro Woche erfordert. Von den vierzehn gemeldeten Teilnehmern fand sich die Hälfte zur Konkurrenz ein, wozu sich noch hors concours acht Einheimische gesellten. Die Schanze stellte sich als typischer Hochsprunghügel heraus und war aus diesem Grunde gar nicht leicht zu springen. Von den Studikern brachte Bußmann wie erwartet die beste Leistung heraus. Mit seinem guten Absprung, sowie ruhigem Flug erreichte er 33,33 und 34 m. Sturzenegger reichte nie an ihn heran und ließ besonders die Wucht auf der Kante vermissen. Kaech sprang sicher, aber wenig ästhetisch, immerhin zeigte er gegenüber letztem Jahr, als er seinen ersten großen „Gump“ vom Bakken wagte, große Fortschritte. Borter sprang zu verhalten, Gugelmann überhaupt ohne Forcing, was dafür Dendl wieder zu stark besorgte, und dafür sein Draufgängertum mit Stürzen bezahlen mußte.

Die Resultate des Sprunglaufes. 1. Walter Bußmann (ETH, Zürich) Note 309,4 (Sprünge 33, 33, 34 m). 2. Sturzenegger (Uni Zürich) 277,5. 3. A. Kaech (Uni Bern) 258,8. 4. Borter (Uni Bern) 249,9. 5. Gugelmann (Uni Bern) 232,2. 6. Kind (ETH, Zürich) 231,6. 7. Dendl (München) 133,5. — Schweizer Hochschulmeisterschaft im Skifahren, Kombination Langlauf-Sprunglauf: 1. Arnold Kaech (Bern) 59,4 Punkte. 2. W. Bußmann (Zürich) 61,14. 3. Dendl (München) 168,64. ASAL.-Wettkämpfe, Viererkombination: 1. Kaech (Bern) 59,4 Punkte. 2. Bußmann (Zürich) 117,18 Punkte.

Damit sind die 13. ASAL.- und SHM.-Skirennen zu Ende, und während diese Zeilen geschrieben werden, knobelt das Rechnungsbüro die diversen Resultate aus. Die Beteiligung war zwar für den klingenden Namen „Skiwettkämpfe aller Länder“ etwas bescheiden, der gebotene Sport aber in Abfahrt und Slalom hervorragend. In den „nordischen“ Disziplinen waren die Leistungen aus oben erwähnten Gründen natürlich nicht auf der ersten Stufe. Es ist jetzt Teestunde. Die Engländer haben dafür ein fürchterliches Wort. Warum kann man nicht sagen „Zvierizyt“? Die ganze SAS.-Familie bietet ein Bild der Zusammengehörigkeit. Eine große Skifamilie sitzt beisammen. Der Stolz über die guten Durchschnittsleistungen der Kommilitonen läßt die Behörden des SAS. nicht zur Ruhe kommen. Von den alten — oder älter gewordenen — SAS.-Exponenten fehlen nur wenige.

Ich habe einmal gesagt, daß Tanz und der nach dem Vorbild der farbigen Rasse sozusagen rhythmisch organisierte Jazz an und für sich wunderbar ist, aber dennoch den Untergang des Skikampfsportes bedeutet. Heute



NIEDERLÄNDISCHES BAUERNLEBEN.

Weißt Du, daß es an der ETH. eine überaus reichhaltige Graphische Sammlung gibt? Daß aus ihren Beständen abwechselnd einzelne Teilgebiete herausgegriffen werden? Daß der Eintritt frei und die Ausstellung alle Tage geöffnet ist? — Kommilitone, wenn Du einmal über eine freie Stunde verfügst, so komme in das Graphische Kabinett mit seinen reizvoll wechselnden Ausstellungen. Bekanntgebungen werden an jedem schwarzen Brett angeschlagen.

Die noch bis zum 25. März dauernde Ausstellung zeigt uns Niederländisches Bauernleben. Im Mittelalter gab es für den Maler nur einen Weg: Gegenstände der Andacht zu verbildlichen und dadurch für den Beschauer Standpunkt und Gesinnung genau festzulegen. Dann schlich sich zu Ende des 15. Jahrhunderts Darstellung des profanen Lebens in die Kirchenmalerei ein. Erst mußten die heiligen Gegenstände im Hintergrund noch als Rechtfertigung der Alltagsschilderung erhalten, schließlich aber wurden sie dreist ganz aus dem Bilde verdrängt. Das Genrebild war entstanden. Für das Volk muß es ein erregendes Erlebnis gewesen sein, in dem Rahmen, wo es bisher gewohnt war, biblische Vorwürfe zu sehen, plötzlich sich selbst zu erblicken. Und weil sich zudem das Genrebild nicht auf das Miterleben beschränkte, sondern gelegentlich sogar einen moralischen Unterton enthielt, war der Aufschwung dieser neuen Kunstgattung so mächtig. Daß diese Darstellung gerade in den Niederlanden ihren Ursprung genommen hat, liegt in der Größe der damaligen kirchlichen und politischen Gegensätze begründet und darf als unbewußte geistige Auflehnung gegen die spanisch-katholische Schreckensherrschaft betrachtet werden. Die Ausstellung zeigt uns die Entwicklung dieser Bauernkunst von Brueghel über Rembrandt, Teniers, Brower und Ostade bis zu Dusart.

Und nun, Kommilitonen, findet Mittwoch, den 24. Februar, nachmittags 14 Uhr c. t., erstmals eine **Führung für Studierende** statt. Der Konservator der Sammlung, Prof. Dr. R. Bernoulli, hat sich in liebenswürdiger Weise dazu zur Verfügung gestellt, und wenn das Interesse für die Veranstaltung vorhanden ist, so soll sie als willkommene Bereicherung des studentischen Lebens wiederholt werden.

Theodor Keller.

bin ich bereit, diese Behauptungen in bezug auf den akademischen Skisport um einige Prozent zu reduzieren. Angesichts des friedlich zuckenden, schiebenden und stampfenden Menschenknäuels darf man nicht hart sein. Dem Kombinationssieger Noldi Kaech kann ich es nicht verübeln, daß er sich ein Tänzchen gestattet. Sport, wie ihn der junge Akademiker betreiben soll, ist nicht lebens- und gesellschaftsfeindlich. **D. R.**

Nachtrag. In der Zwischenzeit wurde in Mürren erstmals um den vom jüngsten Bruder des englischen Königs gestifteten Ehrenpreis gekämpft, wobei das Règlement nur Tieflandfahrer zuließ. Die Zahl der über hundert Einzelnennungen und zwanzig Städtemannschaften beweist, welch großen Anklang dieses von Arnold Kaech gewonnene Rennen fand. Dieser Sieg stellt erneut einen Glanzpunkt in der Laufbahn unseres sympathischen Kommilitonen dar.

Anfangs Februar ist Rennchef Willi Bürgin mit den SAS.-lern Kaech, Obrecht, Gallati, Weber und Francioli zum Sprung über den großen Teich gestartet, um in den U.S.A. Wettkämpfe gegen amerikanische Universitätsteams auszutragen. Wir gratulieren!

EIDG. TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Vom Oktober 1936 bis Januar 1937 haben an der Eidg. Technischen Hochschule den Dokortitel erworben:

Abteilung		Dr. sc.
II	Einstein, Hans Albert, dipl. Bauingenieur, aus Zürich	techn.
II	Hofacker, Karl, dipl. Bauingenieur, aus Waldenburg	techn.
II	Schindler, Arthur, dipl. Bauingenieur, aus Mollis und Kappel	techn.
IIIA	Hug, Karl, dipl. Maschineningenieur, aus Zürich	techn.
IIIB	Druey, Walter, dipl. Elektr.-Ingenieur, aus Faoug (Waadt)	techn.
IIIB	Kappeler, Hans R., dipl. Elektr.-Ingenieur, aus Frauenfeld	techn.
IIIB	Egli, Manfred, dipl. Elektr.-Ingenieur, aus Herrliberg	techn.
IIIB	Meyer, Hans, dipl. Elektro-Ingenieur, aus Olten	techn.
IV	Geering, Rolf, dipl. Ing.-Chemiker, aus Reconwillier	techn.
IV	Glatthaar, Curt, dipl. Ing.-Chemiker, aus Zürich	techn.
IV	Gränicher, Otto F., dipl. Ing.-Chemiker, aus Bern u. Zofingen	techn.
IV	Matter, Max, dipl. Ing.-Chemiker, aus Aarau	techn.
IV	Vontobel, Hans, dipl. Ing.-Chemiker, aus Zürich	techn.
IV	Wettstein, Erwin, dipl. Ing.-Chemiker, aus Herrliberg	techn.
IV	Wielopolski, Alexander Karl, dipl. Ing.-Chemiker, aus Chroberz (Polen)	techn.
V	Baumann, Hans, dipl. Apotheker, aus Leutwil u. Zürich	nat.
V	Obermeyer, Anton, dipl. Apotheker, aus Berzona (Tessin)	nat.
VI	Nägeli, Werner, dipl. Forstingenieur, aus Horgen	nat.
VII	Tscherniak, Alexander, Ing. Agr., aus Moskau	techn.
IX	Pauli, Laurent, dipl. Mathematiker, aus La Chaux-de-Fonds	math.
IX	Waldmeier, Max, dipl. Physiker, aus Hellikon (Aargau)	nat.

Der Sekretär des Rektorats der Eidg. Techn. Hochschule: **W. Baumann.**

DIE STUDENTENBIBLIOTHEK.

Ihr hervorragendes Kennzeichen ist, daß sie einem sehr geschätzten studentischen Publikum fast unbekannt bleibt. Aus welchen tiefen Gründen, ist unerfindlich. Müßte sie doch, in keinem geringern Maße als andere gemeinstudentische Einrichtungen zugänglich, sich der wärmsten Sympathie aller bildungsfreundlichen und aller im Geiste erholungswilligen Elemente einer Universitas erfreuen.

In der Hoffnung, daß bald alle Unipolyversiker das Privilegium, das ihnen der akademische Stand hier verleiht, freudvoll zu nützen verstehen, und in der nicht geringern Erwartung, daß sie durch freigebige Mitteilbarkeit gegenüber den Kommilitonen uns im Kampfe gegen die Unwissenheit unterstützen, bringen wir unsern verehrten Lesern folgendes zur Kenntnis:

1. Die Studentenbibliothek ist eine gemeinsame Institution der Studentenschaften beider Zürcher Hochschulen, ETH, und Universität.

Sie ist als Leihbibliothek errichtet und steht allen immatrikulierten Studenten unentgeltlich zur Benützung offen.

2. Ihre Hauptaufgabe ist die Pflege der Schönen Literatur (Romane, Novellen, Skizzen, dramatische und lyrische Dichtung, Essais, Reisebeschreibungen usw.) und der schöngeistigen Nachbargebiete.

Fachliteratur wird nicht angeschafft. Doch umfaßt die Bibliothek allgemein interessierende Werke jüngern und ältern Datums aus den Gebieten der Theologie, Philosophie, Psychologie, Geschichte, Biographie, Kunst und Musik, Naturwissenschaften, Wirtschaft und Politik.

3. Neuanschaffungen werden durch eine studentische Bibliothekskommission gemacht.

Die Studenten besitzen ein Vorschlagsrecht für neuanzuschaffende Bücher. Ihre Wünsche haben sie in ein hierfür aufliegendes Wunschbuch einzutragen.

4. Die Bestände der Studentenbibliothek stehen in der Verwaltung der Zentralbibliothek (Zähringerplatz). Die Bücher werden bestellt wie die übrigen Bücher der Zentralbibliothek (siehe deren Benutzungsordnung). Die Ausleihdauer beträgt 14 Tage. Der gleichzeitige Bezug von Büchern ist auf zwei Werke beschränkt; besondere Bewilligungen für Mehrbezug bleiben vorbehalten.

Kataloge stehen a) im Katalogsaal der Zentralbibliothek, an der Fensterwand rechts. Ebenda liegt das Wunschbuch auf; b) in den Lesezimmern der Universität und des Studentenheims (Zettelkatalog); c) im Katalogsaal der Bibliothek der ETH. und im Vorstandszimmer des VSETH. (ETH., Zimmer 42a), Katalog in Buchform.

5. Neuanschaffungen werden von der Bibliothekskommission periodisch im „Zürcher Student“ bekanntgegeben.

Zürich, den 1. Februar 1937.

Die Bibliothekskommission.

Der **Studentenbibliothek** sind vom September 1936 bis zum Januar 1937 folgende Bücher einverleibt worden:

Stud A	2815	W. Ackermann, Flug mit Elisabeth.
„ C	206	The Albatross book of english letters.
„ A	2802	Sch. Asch, Petersburg.
„ A	2802b	Sch. Asch, Moskau.
„ B	683	J. Bainville, La 3ème République.
„ A	2827	A. Bernatzik, Owahara.
„ A	2810	F. Brandl, Kaiser, Politiker, Menschen...
„ A	9158	A. Bréting, Fils et mères.
„ A	2820	J. Camenzind, Die Stimme des Berges.
„ A	2818	H. Carossa, Geheimnisse des reifen Lebens.
„ A	2823	A. Carrel, Der Mensch, das unbekannte Wesen.
„ A	2811	A. Coolen, Das Dorf am Fluß.
„ A	2807	H. Fallada, Altes Herz geht auf die Reise.
„ A	2812	H. W. Geißler, Der liebe Augustin.
„ A	2817	Ph. Gibbs, Ewiges Suchen.
„ C	209	Ph. Gibbs, Unchanging quest.
„ A	9157	A. Gide, Retour de l'Urss.
„ B	682	L. Gillet, La cathédrale vivante.
„ A	2813	A. Guggenbühl, Zerfall und Wiederaufbau der Gemeinschaften.
„ A	2829	K. Guggenheim, Sieben Tage.
„ C	210	C. R. Haggard, She.
„ A	2826	M. Herrmann-Neisse, Um uns die Fremde.
„ A	2830	H. Hesse, Stunden im Garten.
„ A	9156	J. Huizinga, Im Schatten von morgen.
„ A	2814	R. J. Humm, Die Inseln.

- „ A 2806 E. Lajtha, Japan.
 „ C 205 D. H. Lawrence, Women in love.
 „ A 2803 S. Lewis, Das ist bei uns nicht möglich.
 „ C 207 S. Lewis, It can't happen here.
 „ A 2819 M. Lichnowsky, Der Lauf der Asdur.
 „ B 679 J. London, Le vagabond des étoiles.
 „ A 2427 u. b Th. Mann, Joseph in Ägypten (2 Ex.).
 „ C 208 E. O'Neill, Strange interlude.
 „ A 2825 E. A. Rheinhardt, Der große Herbst Heinrichs IV.
 „ A 2828 Griechische Gedichte. Griechisch und deutsch (Rüdiger).
 „ A 2809 F-A. v. Scheltema, Die Kunst unserer Vorzeit.
 „ A 2822 Schweizer Bergführer erzählen.
 „ A 2831 P. Sethe, Europäische Fürstenhöfe — damals.
 „ A 2805 R. Skorpil, Pasubio.
 „ A 2808 F. Stampfer, Die 14 Jahre der ersten deutschen Republik.
 „ A 2821 F. C. Weiskopf, Die Versuchung.
 „ A 2804 E. Wiechert, Wälder und Menschen.
 „ A 2816 E. Wiechert, Der silberne Wagen. Novellen.
 „ A 2824 u. a Th. Wolfe, Von Zeit und Strom.
 „ B 681 M. Zermatten, Le coeur inutile.
 Zürich, den 1. Februar 1937.

Für die Bibliothekskommission, der Präsident: **Hans A. Hässig**, iur.

Die nächste Nummer erscheint am 3. März. Redaktionsschluß 20. Februar.

Zuschriften sind an den Redaktor des Zürcher Student:
 Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Helmhaus-Konditorei-Café

E. HEGETSCHWEILER ZÜRICH

Gute Zeitschriften — Gute Musik
 Gutes Publikum — Guter Café

Dissertationen

drucken innert kürzester Frist in sauberer
 fachgemäßer Ausführung

MULLER, WERDER & CO., ZÜRICH
 Buchdruckerei Wolfbachstraße 19

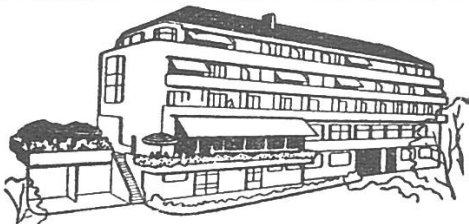
Studio
 de Paris **Palace**
 Bei der Bahnhofbrücke
 Telephon 23.434

Das bestbekannte Kino-Theater für
 Qualitätsfilme empfiehlt sich den Her-
 ren Studenten aufs beste. Ermäßigung
 vom 2. Platz an
 Spielzeiten: 3.00, 5.30, 8.15 Uhr

Reißzeuge, Reißbretter
 Rechenschieber

Racher & Co.

ZÜRICH, Pelikanstraße 3
 Telephon 32.144



Rigiplatz

Telephon 61.685

Rigihof Zürich

Restaurant

Mahlzeiten im Abonnement zu Fr.1.65.

Rigistübli

für Sitzungen, Anlässe aller Art.

Bierstübli

beliebt für Stammtische. E. H. Blumer